20 Pfennig. 12 Kr. ö. W.

Universal-Bibliothek

3499

Geschichten aus dem Artistenleben.

Von

Martin Behrend.

Leipzig.
Verlag von Philipp Reclam jun.

der Band ist 20 Pfennig [ein]zeln käuflich

Geschichten aus dem Artistenleben.

Von

Martin Behrend.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Eine Stunde in einer Artistenkneipe.

Es ist elf Uhr abends. In dem Lokal, welches dem Artistenvolke als Versammlungsort dient, ist es verhältnismäßig leer. Nur wenige Gäste, augenblicklich engagementslose Artisten, sitzen vereinzelt auf den Stühlen und Bänken, eifrig die Fachblätter nach ausgeschriebenen Vakanzen durchfliegend. Es sind interessante Gestalten, diese Künstler. Von den mit auffallender Eleganz gekleideten ersten „Nummern", denen man es an den vielen Ringen an den Fingern und an der dicken goldenen Kette mit dito Uhr ansieht, daß ihre Engagementslosigkeit nur vorübergehend ist, bis herab zu dem Gaukler untersten Ranges, dessen abgeschabte, dürftige Kleidung den armen Teufel, der nur selten Engagement findet, sofort verrät, umgiebt diese Leute eine eigenartige Luft. Sie sind nicht wie andere Leute. Sie geben sich anders und wollen anders genommen sein. Der Ton, der unter den Artisten herrscht, ist exklusiv. Nur ein Dazugehöriger versteht ihn und weiß ihn anzuschlagen. Der Wirt des Lokals, der zugleich Künstleragent ist, weiß allerdings vorzüglich mit seinen Gästen umzugehen. Mit dem allergrößten Teile derselben steht er auf dem Dufuße. Er kennt ihre Leistungsfähigkeit und kennt nicht allein ihr Repertoir, sondern weiß auch die Glanznummern desselben. Mit einer nie fehlenden Sicherheit weiß er zu sagen, wo der oder der andere während der letzten fünf Jahre überall engagiert war; weiß, wie lange die einzelnen Engagements gedauert haben, und kann genau angeben, wie der Erfolg war: ob den Betreffenden gekündigt worden ist, oder ob sie selbst gekündigt haben. Er kennt die Zahl der eventuellen Engagements und giebt mit

nie fehlender Sicherheit an, welche Aussichten auf Erfolg ein Künstler, selbst in dem entferntesten Orte hat.

Er ist Kenner, unbestrittener Kenner, und sein Stolz wie auch seine Tüchtigkeit als Geschäftsmann, besteht darin, daß er den Direktoren nur solche empfiehlt, die großen „Succeß" gewährleisten. Er hat sich während einer Reihe von Jahren einen tüchtigen Ruf erworben, und der Anfänger, der von ihm „in die Hand" genommen wird, ist so gut wie „gemacht".

Jetzt öffnet sich die Hausthür und herein tritt ein junger Mensch, der auf den ersten Blick verrät, daß er nicht zum Bau gehört. Schüchtern geht er auf den Wirt zu und spricht leise, zaghaft mit ihm. Der Wirt überfliegt mit einem schnellen Blick den Ankömmling. Dann fragt er laut und ungeniert um die Umsitzenden:

„Also Engagement wünschen Sie?"

„Ja, allerdings," ist die Antwort.

„Sie wollen als Zauberkünstler auftreten?"

„Ja."

„Sie haben noch kein Engagement bis jetzt gehabt?"

„Nein."

„Sind Ihre Papiere in Ordnung?"

Der Angefragte errötet ob dieser ungenierten, ja verletzenden, lauten Frage und beeilt sich, zu beweisen, daß er unbescholtenen Rufes ist.

Der Fragesteller ist sehr bald nach dieser Richtung hin beruhigt und erkundigt sich, ob der Ankömmling mit Instrumenten operiert, oder Handarbeiter ist.

„Handarbeiter," lautet die Antwort.

„Dann bitte ich um einige Proben."

Mit einer Schnelligkeit, welche dem Manne, der Besitzer des Lokales und Künstleragent in einer Person ist, und den hinzutretenden Artisten Beifallklatschen ablockt, beginnt der Zauberkünstler zu arbeiten und weiß durch die Schnelligkeit und Geschicklichkeit, mit welcher er teils alte, teils aber auch

neue, selbst erfundene Nummern zeigt, seine Zuschauer so sehr zu befriedigen, daß gleich nach abgelegter Probe zu Ehren des neuen Gastes verschiedene Runden angefahren werden. Eine davon ist vom Wirte selbst.

„Wie nennen Sie sich?" fragt dieser dann den Artisten.

„Ich weiß selbst noch nicht, wie ich mich nennen soll."

„Nennen Sie sich Professor Rombini, das klingt gut."

Dann setzt der Künstleragent, ohne weiter zu fragen, ein Telegramm auf, worin er einem Specialitätentheater-Direktor in einer fernen Stadt die Mitteilung macht, daß er in der Lage sei, eine vorzügliche Zugkraft empfehlen zu können, die sofort antreten kann, und schickt seinen Kellner damit zum Telegraphenbureau.

Und während in einer vielleicht fünfzig bis sechzig Meilen entfernten Stadt der Direktor kurz vor Schluß der Vorstellung, auf Grund der Empfehlung des wohlakreditierten Vermittlers seinem Regisseur den Auftrag giebt, daß er in den morgen Abend erscheinenden Zeitungen das erstmalige Auftreten des Zauberkünstlers Professor Rombini mit allen möglichen Reklamemitteln bekannt mache, sitzt dieser selbst in der Künstlerkneipe und horcht den Erzählungen seiner neuen Kollegen, die, wenn auch nicht alle wahr, so doch interessant sind.

Inzwischen ist es nach zwölf Uhr geworden und die Kneipe hat sich immer mehr gefüllt. Es sind Artisten männlichen und weiblichen Geschlechts, die mit ihrer Tages- oder richtiger, Abendarbeit zu Ende sind.

Eine laute Stimmung hat Platz gegriffen. Man erzählt, man ißt, trinkt und raucht; man scherzt und lacht; denn die Artisten sind ein lustiges Völkchen. Witze und Neckereien fliegen hinüber und herüber; man erzählt, wie der Beifall war und wie oft man hervorgerufen worden sei.

Die Gattin des Wirtes hat inzwischen hinter dem Büffett Platz genommen und sorgt dafür, daß die Gäste schnell bedient werden, während der Wirt selbst von einem Tisch zum andern geht, sich bald hier bald dort mit einem Gaste in

ein längeres Gespräch einläßt und bei dieser Gelegenheit manches Glas Bier, manchen Cognac in die nimmermüde Kehle hineingießt.

Jetzt wendet sich ein eleganter, geschmeidiger junger Mann an den Wirt. „Du,“ so beginnt er, „wo wohnt denn hier der nächste Händler mit lebendigem Geflügel? Ich muß Ersatz haben, mein Einjähriger ist mir plötzlich krepiert.“

„Bist wohl sehr traurig,“ fragt den Sprecher eine kleine Blondine.

„Nicht im geringsten,“ erwidert der Angeredete. „Gänse giebt es mehr als eine,“ und ein lautes Gelächter der Anwesenden, folgt diesem ungalanten Hieb.

Und in der That ist der Tod des „Einjährigen“ nicht tragisch zu nehmen. Der „Einjährige“ war nämlich eine Gans, die im Verein mit anderen Gänsen, von der Hand und dem Blick des eleganten, geschmeidigen jungen Mannes geleitet, allabendlich Vorstellungen gab, worunter auch eine Nummer war, in welcher vier Gänse, darunter auch der „Einjährige“ in humoristischer Weise Rekruten vorstellen mußten.

Jetzt erhebt sich ein mörderischer Spektakel. Ein Affe und ein Pudel sind sich in die Haare geraten. Der Pudel, ein sehr gelehriges Vieh, der seinem Besitzer hierher gefolgt ist, hatte sich harmlos dem Stuhle genähert, auf welchem der Affe, ein alter, griesgrämiger Geselle, seine Schokolade verzehrend, saß. Böses ahnend, hatte dieser den süßen Trank schnell hinuntergestürzt, die leere Tasse dem Hunde an den Kopf geworfen, war ihm dann auf den Rücken gesprungen; und nun wälzten sich Vierfüßler und Vierhänder bellend und kreischend auf der Erde herum. Doch schon nahte das Verhängnis: die Besitzerin des Affen, eine Dompteuse, und der Herr des Hundes, ein Komiker, ergriffen ihr lebendes Eigentum; ein paar Ohrfeigen — an die Tiere natürlich — ein Ruck, und Friede herrscht in Trojas Hallen. Hund und Affe

werden kurz angebunden, und allgemein nimmt man die unterbrochenen Unterhaltungen wieder auf.

Die Thür öffnet sich jetzt wieder und herein tritt ein Rettichverkäufer. Schnell bringt er seine Ware an; denn teils sind die Rettiche hier sehr beliebt, teils will man einem früheren Kollegen etwas zukommen lassen. Der heutige Rettichmann war nämlich früher ein bei dem Publikum wie auch bei den Artisten sehr beliebter Bauchredner, der verschiedener, mißlicher Zufälle wegen, sein altes Metier hatte aufgeben müssen. Alle Kneipen hat er bereits an diesem Abend mit seiner Ware heimgesucht, hier ist seine letzte Station. Behaglich läßt er sich nieder; denn hier fühlt er sich unter Freunden. Er kennt sie alle, alle kennen sie ihn. Hier erfährt er Neuigkeiten aus der Welt, der er einst selbst angehört und woran sein Herz noch hängt mit all seinen Fasern. Er war einst Gaukler und ist es im Innern noch heute; und wenn das Unglück nicht über ihn gekommen wäre, dann könnte auch er sich noch sonnen in all dem Lichterglanz, der die alle um ihn herum noch jeden Abend umstrahlt; könnte sich berauschen an dem Beifall, der den anderen allabendlich zu teil wird. Für ihn ist sie vorüber, jene glückliche Zeit.

Jetzt wird es merklich still. Der Kellner hat die am Fenster brennenden Lampen ausgeschraubt und läßt einen schweren braunen Vorhang vor das Fenster nieder. — Die Polizeistunde ist da. Die Thür ist verschlossen. Man ist näher aneinander herangerückt und spricht in gedämpftem Tone. Einige der Damen sind sogar schon eingenickt. Doch da erregt plötzlich einer die Aufmerksamkeit aller. Der Sprecher hat die eingetretene Ruhe benutzt und erzählt nun, daß ein auswärtiger Kollege unverschuldet ins Unglück gekommen sei. Mit wenigen Worten schildert er die näheren Umstände; dann ergreift er einen Teller, wirft selbst einen Thaler darauf und macht damit die Runde. Keiner schließt sich aus, keiner macht eine Miene des Mißvergnügens. Willig giebt jeder, und bald ist eine ansehnliche Summe beisammen,

die dem Wirte, der sich ebensogut wie seine Gattin, wie auch der Kellner und der Rettichmann, an der Kollekte beteiligt hat, zur Absendung an den Bedürftigen übergeben wird.

Dann bricht der erste der Gäste auf, ihm folgen andere, jedesmal von dem Kellner an die Thür, die vorsichtig geöffnet wird, geleitet und nachdem sie ihre Zeche bezahlt, wobei mit seltenen Ausnahmen ein sehr ansehnliches Trinkgeld für den Kellner abfällt, zerstreut sich die Künstlerschar, um zur Ruhe zu gehen und sich für ihren nichts weniger als leichten Beruf neu zu kräftigen.

Eine unheimliche Wette.

Es war in den vierziger Jahren, als der Cirkus der Gebrüder Brunotte im Norden Frankreichs von einer Stadt zur andern zog und seine Vorstellungen gab.

Der „Star" des Cirkus war der Löwenbändiger Monsieur Rabon, der sich mit seinen vier vorzüglich dressierten Löwen jeden Abend produzierte. Dichtgedrängt saß das Publikum im Cirkus und verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit die unheimliche Thätigkeit des Mannes in dem Löwenzwinger.

So innerlich unruhig das Publikum aber war, so ruhig „arbeitete" Monsieur Rabon, der einfach keine Furcht zu kennen schien, und eine Herrschaft über die „Könige der Wüste" besaß, wie ein gewöhnlich Sterblicher über seine Hunde.

Zu den regelmäßigen Besuchern des Cirkus gehörte auch ein Engländer, der jedesmal dann erschien, wenn der Löwenzwinger in die Manege gefahren wurde und mit größtem Interesse der Vorführung folgte. Nach Art der Söhne Albions nahm er wenig oder gar keine Notiz von seiner Umgebung; und so ließ er auch eines Abends im Selbstgespräch ganz ungeniert die Bemerkung fallen, daß der Löwen-

bändiger doch einmal ein Opfer seiner Kunst, daß heißt von seinen Zöglingen gefressen werde. Diese Bemerkung hörte ein Angestellter des Cirkus, der nichts eiligeres zu thun hatte, als sie Monsieur Rabon zu hinterbringen. Dieser, ein Mann von Ruhe und Kaltblütigkeit, hörte die Mitteilung gelassen an. Dann begab er sich zu dem Engländer, der noch auf seinem Platze saß, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, im Verlaufe dessen er es einzurichten wußte, von seinem Metier zu reden. Der Engländer hörte ihm ruhig zu. Dann begann er plötzlich: „Sie sprechen mit einer so großen Liebe von Ihrer Kunst, daß es mir wirklich leid um Sie thut.“

„Wieso?“ fragte Rabon.

„Weil ich sicher bin, daß Sie eines Tages ein Opfer Ihres Berufes werden; denn Sie treiben ein zu gefährliches Handwerk.“

„Sie meinen also, daß der Moment eintreten könnte, wo ich [illegible] die Herrschaft über meine Tiere verliere und von ihnen zerrissen werde?“

„So ist es, mein Herr. Sie täuschen sich ganz entschieden, wenn Sie glauben, die Löwen stets beherrschen zu können, wenn diese, im Bewußtsein ihrer Kraft sich auf Sie stürzen werden.“

Rabon lächelte spöttisch: „Ich kenne meine Löwen und mich zu gut, als daß ich nur einen Augenblick Ihre Meinung teilen könnte. Mir passiert nichts!“

„Ich wünsche, daß Sie sich täuschen; aber ich fürchte Recht zu behalten.“

„Und wenn ich Ihnen nun den Beweis liefere, daß ich absolute Herrschaft über die Tiere besitze?“

„Dann werde ich Ihnen glauben. Aber womit wollen Sie den Beweis liefern?“

„Damit, daß ich das ausführe, was Sie mir zu vollbringen vorschlagen.“

„Gut, mein Herr: ich proponiere Ihnen folgende Wette.

Sie lassen die Löwen zweimalvierundzwanzig Stunden hungern; dann gehen Sie in den Käfig, werfen ihnen ein Stück Fleisch vor, welches Sie den Tieren, bevor Sie in den Käfig steigen, gezeigt haben, und entreißen es ihnen sodann. Gewinnen Sie, zahle ich Ihnen zweitausend Pfund Sterling; verlieren Sie, so haben mir die Herren Cirkusbesitzer die gleiche Summe zu zahlen. Einverstanden?"

„Einverstanden" — sagte Rabon und schlug in die ausgestreckte Hand des Engländers; „nur muß ich mir vier Wochen Zeit ausbedingen, um meine Vorbereitungen treffen zu können."

Damit war der Engländer einverstanden, und nachdem er sich von den Cirkusbesitzern die Versicherung hatte geben lassen, daß sie die ausgesetzte Summe zahlen werden, wenn ihr Löwenbändiger das Wagestück nicht bestehen sollte, verließ er ruhig den Cirkus.

Am andern Morgen begann Monsieur Rabon seine Vorbereitungen. Damit er jedoch nicht gestört werde, schloß er den Raum, worin sein Löwenwagen stand, ab, und ließ keinen Menschen hinzu.

In der Stadt aber hatte sich das Gerücht von dieser Wette mit Windeseile verbreitet, und die Preise für die Eintrittsgelder zum Cirkus an dem Abend, an welchem die Wette zum Austrag gebracht werden sollte, stiegen ins Unglaubliche. Überall sprach man von diesem Ereignis und mit fieberhafter Spannung sah man der Vorstellung entgegen.

Endlich, endlich war der langersehnte Abend da. Schon lange vor Beginn war der Cirkus dicht besetzt. Sämtliche Plätze waren von ihren Besitzern bereits in Beschlag genommen; nur der des Engländers nicht. Dieser hatte sich in den letzten zweimalvierundzwanzig Stunden in der Remise, in welcher der Löwenzwinger stand, häuslich niedergelassen, um die genaue Innehaltung der Bedingungen der Wette, das heißt, die Entziehung jeglichen Futters der Löwen, konstatieren zu können.

Endlich begann die Vorstellung. Aber kein Mensch hatte Interesse für die Leistungen der übrigen Mitglieder des Cirkus, die selbst nicht bei der Sache waren, und ihre Produktionen so schnell wie nur möglich zu Ende führten.

Die letzte Vorführung vor dem Auftreten des Löwenbändigers war zu Ende, und das Publikum, dessen Erwartung aufs Höchste gestiegen war, bereitete sich auf das nun Folgende vor. Auf allen Gesichtern konnte man die Spannung lesen. Jetzt erschallt das Zeichen und langsam wird der Löwenwagen in die Manege gefahren.

Geschäftig eilen die Diener hin und her, und beginnen die Vorsatzlatten abzunehmen und dann den Käfig in die Höhe zu schrauben.

Die Tiere, die sonst so ruhig im Zwinger auf und niederschritten, springen heute in großen Sätzen darin herum, als wollten sie die Gitter durchbrechen.

Dann erscheint der Löwenbändiger in Begleitung des Engländers, der jetzt erst, nachdem er sich überzeugt, daß keinerlei Unregelmäßigkeiten vorkommen können, seinen Platz einnimmt.

Als die Löwen ihren Herren erblickten, sprangen sie wie rasend in dem Wagen herum, so daß dieser in seinen Grundfesten erschüttert wurde, und man jeden Augenblick fürchten mußte, die Tiere ausbrechen zu sehen.

Lautlose Stille herrschte im Zuschauerraum, die nur noch unheimlicher wirkte, wenn sie von dem fürchterlichen Gebrüll der wilden, vom Hunger gepeinigten Bestien unterbrochen wurde. Aber alles dieses genierte den Bändiger nicht. Ruhig ging er bis zur Mitte der Manege vor, verbeugte sich elegant vor dem Publikum, das ihn heute nicht wie sonst durch Beifallklatschen zu begrüßen wagte, und näherte sich dem Wagen. Dann nahm er ein großes Stück Fleisch, welches ihm ein Diener überreichte und ging langsamen Schrittes zweimal um den Käfig herum, das Fleisch hoch in der Hand haltend, das von den Löwen, denen der Geifer aus den Mäulern floß, förmlich mit den Augen verzehrt wurde. Nachdem er

seine Promenade beendigt, stieg er zu dem Käfig hinauf, öffnete die Thür und stand plötzlich unter den Löwen, die wie wahnsinnig herumsprangen und ein furchtbares Geheul ausstießen.

Es war ein entsetzlicher Anblick. Hochaufgerichtet stand Rabon; in der einen, hocherhobenen Hand das Stück Fleisch haltend, in der andern die Peitsche schwingend, mit der er fürchterliche Hiebe an die sich an ihn herandrängenden Löwen austeilte, die gierig nach dem Futter schnappten.

Endlich gelang es ihm, die Tiere zur Ruhe zu zwingen und sie in je eine Ecke des Käfigs zu dirigieren, wo sie, sich vor Gier krümmend, an den Gitterstäben rüttelten. Dann trat Rabon einen Schritt zurück, und im nächsten Augenblick lag das Fleisch auf dem Boden des Zwingers, auf das sich die Tiere mit lautem Gebrüll stürzten. Aber schon stand Rabon unter ihnen, und mit dem Ruf: Pascholl, setzte er seinen Fuß auf die grimmig verlangte Beute; dann ein schnelles Bücken, ein Griff, und in der Hand hielt er das den Bestien entrissene Stück Fleisch. Wieder erhob sich ein fürchterliches Gebrüll und wieder sprangen die Löwen wie wahnsinnig um ihren Bändiger herum, der ruhig und ohne mit der Wimper zu zucken, im Käfig stand. Dann flog das Fleisch zum zweitenmal auf den Boden, und den Augenblick benutzend, wo sich die Tiere wieder darauf stürzten, verließ er schnell den Käfig. Kaum war er in Sicherheit, als ein frenetisches Beifallsjauchzen des Publikums ausbrach, während mehrere Diener herbeieilten und große Stücke Fleisch in den Käfig warfen, um dem Kampf, der sich um das erhaltene Stück entspann, ein Ende zu machen, da einem längeren Fortsetzen desselben sicher einer oder der andere Löwe zum Opfer gefallen wäre.

Der Bändiger aber mußte wieder und immer wieder in der Manege erscheinen, wo er mit nicht endenwollendem Beifall überschüttet wurde.

Der einzige, der sich nicht an dem Beifallklatschen be-

teiligte, war der Engländer, der ruhig seiner Brieftasche zweitausend Pfund Sterling entnahm, und sie einem Stallmeister für Monsieur Rabon überreichte. Zugleich fügte er das Ersuchen hinzu, mit diesem denselben Abend noch soupieren zu dürfen, was dankend angenommen wurde.

Nach Verlauf einer halben Stunde saßen die beiden gemütlich bei einander, und ließen sich das Mahl vortrefflich schmecken.

Als aber der Wein aufgefahren wurde, bat der Engländer, nachdem er Monsieur Rabon seine Anerkennung über dessen kühne That unumwunden ausgesprochen, um Aufklärung über dieses noch nie dagewesene Stück der Tierdressur.

„Nichts leichter als dieses," bemerkte der Bändiger: „Ich habe den Tieren, als ich sie auf dieses Kunststück zu dressieren anfing, gleich nach der Fütterung ein mit Terpentinöl getränktes Stück Fleisch vorgeworfen, was sie natürlich, da die Löwen gegen diesen Geruch einen Abscheu haben, verschmähten. Sofort warf ich ihnen dann ein gutes Stück Fleisch vor, das einer von ihnen dann, nachdem er sich mit den andern darum gestritten, mit vielem Behagen verzehrte.

So fing ich denn an, die Löwen langsam an das Kunststück zu gewöhnen, indem ich sie erst eine Stunde, und dann regelmäßig immer länger hungern ließ, bevor ich mit der Lektion begann. Denn diese Lektion zu Ende zu führen, hatte ich mir ja vier Wochen Zeit ausbedungen; und Sie sehen, das Kunststück ist mir geglückt.

Ich gestehe, daß es ein Wagestück war, aber schließlich muß sich der mit Mut und Kaltblütigkeit versehen, der mit Löwen arbeitet, denn, mein Herr, Löwen sind keine Hunde.

Die Indierin.

Seit etwa drei Wochen besaß unser Cirkus eine große Attraktionskraft in der Person einer Indierin, welche als Schlangenbändigerin auftrat.

Es war jedoch weniger ihre Kunst, welche eine so große Anziehungskraft auf das Publikum ausübte, als vielmehr die eigenartige, vom Zauber des Geheimnisvollen umwobene Persönlichkeit der Indierin.

Sie sprach nur die Sprache ihres Stammes und einige wenige Worte englisch. Eine Verständigung mit ihr war also nahezu ausgeschlossen.

Und doch hätten wir fast alle, wenigstens so weit wir zum männlichen Geschlecht gehörten, uns sehr gern mit ihr unterhalten; denn Pansa, so hieß die Indierin, war eine Schönheit.

Aber so schön Pansa war, so stolz war sie auch, und dieses wohl deshalb, weil sie eine indische Königstochter war.

Ihr Impresario, ein weitgereister Mann, der sie dem Cirkus zugeführt hatte, erzählte allen, die es hören wollten, daß Pansa einen Mann heiraten sollte, den sie nicht liebte. Ihr Vater wünschte es so; und demnach hätte sie ohne Widerrede den Wunsch, respektive den Befehl desselben, erfüllen müssen.

Aber die Prinzessin besaß eine solche Abneigung gegen den Mann, welchen ihr Vater für sie ausgesucht hatte, daß sie lieber gestorben wäre, als diesen Mann zu heiraten.

Das Sterben ist nun für ein junges, neunzehnjähriges Mädchen keine sehr angenehme Sache; und kein Mensch kann es daher Pansa verdenken, daß sie Auswege suchte, um den Sprung in das unbekannte Jenseits nicht freiwillig machen zu müssen. Aber nirgends bot sich ein Ausweg. Entweder heiraten oder sterben.

Das war nun eine unangenehme Situation. Heiraten wollte Pansa unter keiner Bedingung; wenigstens den Mann nicht, der für sie ausgesucht worden war, und sterben wollte sie auch nicht.

Pansa war ratlos. Da erschien unser Impresario, der behufs Einkaufes von wilden Tieren auf der Reise war, auf der Bildfläche, und da er ein vertrauenerweckendes Äußere hatte, so vertraute sich Pansa ihm an und bat um seinen Rat und werkthätige Hilfe.

Der Impresario war nicht allein ein mutiger Mann, sondern er besaß auch viel Unternehmungsgeist; und beides gedachte er in diesem Falle zu einem glücklichen Endresultate zu verwenden.

In Indien, dem Lande der geheimnisvollen Künste, versteht fast jeder Eingeborene etwas, was für den Europäer den Reiz der Neuheit besitzt; und diesen Umstand auszunutzen, beschloß der Impresario.

Er fragte Pansa daher, womit sie sich ihre Mußestunden, wovon sie, wie er richtig kalkulierte, täglich vierundzwanzig besaß, vertreibe, und erhielt die Antwort, daß sie mit großer Vorliebe Schlangen beschwöre.

Das war für den unternehmenden Mann genug. Er sagte Pansa, daß er sie retten wolle, wenn sie mit ihm zu fliehen bereit sei; und in derselben Nacht noch entwich er mit Pansa und einem großen Korbe voll schöner Schlangen, aus ihrer Heimat.

Nach einigen Monaten verkündeten alle Zeitungen in Paris, daß Pansa, die indische Königstochter, zum erstenmal in dem Cirkus H. als Schlangenbeschwörerin auftreten werde, und als der Tag ihres ersten Auftretens erschien, war der Cirkus bis auf den letzten Platz gefüllt.

Am anderen Morgen brachten die Zeitungen eingehende Berichte über den neuen Cirkusstern. Man erging sich des weiteren über die Eigenartigkeit ihres Auftretens. Man beschrieb die hohe, geschmeidige Figur, die Pracht ihres indischen

Kostüms, man bemühte sich, dem Publikum den Ton ihre kupferfarbenen Haut so genau wie nur irgend möglich zu be schreiben, pries die Glutaugen in diesem schönen Gesicht kündete von dem dichten krausen Haar und den perlengleiche Zähnen der Indierin, und ging dann auf ihre Leistunge über, die deutlich erkennen ließen, daß die Schlangenbeschwö rerin ihr Metier bereits von frühester Jugend an getrie ben habe.

Aus dem oben Gesagten ersieht man, daß der Impresari sein Geschäft meisterhaft verstand.

Überall, wohin er mit seiner indischen Prinzessin kam berichteten die Zeitungen das gleiche; nur daß man in betref der Hautfarbe Pansas mitunter abweichende Schilderunge gab. Der eine Berichterstatter sprach von der dunklen Haut während der andere von dem leichten schokoladenbraune Ton berichtete. Ein anderer teilte wiederum mit, daß Pans eine leichte kupferfarbene Haut besitze, während ein andere wieder von einer dunkelroten Hautfarbe schrieb. Sonst abe waren die Berichte übereinstimmend.

Dann und wann ging die Nachricht durch die Blätter wonach irgend ein reicher junger Mann um die Hand de indischen Prinzessin angehalten habe, von dieser jedoch ab schläglich beschieden worden sei.

Daß daher die Aufregung unter uns Cirkusleuten gro war, als es hieß, daß die Vielbesprochene zu uns komme war ziemlich selbstverständlich. Daher machte Don Juan ein durch seine Unausstehlichkeit bekannter Clown, der i Wirklichkeit nie, dafür aber in seiner Einbildung unzählig Erfolge aufzuweisen hatte, ganz besondere Vorbereitungen um die indische Prinzessin unglücklich in sich verliebt z machen, während wir anderen, Damen sowohl wie Herren unsere Meinungen über den bevorstehenden Zuwachs unsere Gesellschaft in lebhafter Weise austauschten.

Endlich war die Vielbesprochene da, und wahrlich, sie machte einen äußerst vorteilhaften Eindruck.

Pansa hätte unbedingt alle Herzen sämtlicher Kollegen durch ihre Erscheinung und ihr Wesen eingenommen, wenn sie nicht einen Stolz besessen hätte, der geradezu abstieß. Ihre Leistungen waren durchaus nicht über das Niveau des Gewöhnlichen hinausgehend. Von einer indischen Prinzessin, die sich von frühester Jugend an mit Schlangen beschäftigt hatte, hätte man sogar mehr erwarten können.

Nichtsdestoweniger machte Pansa auf mich einen ganz besonders wohlthuenden Eindruck, der sich sogar sehr bald zu einer starken Leidenschaft entwickelte.

Aber alle Versuche, mich Pansa zu nähern, scheiterten an ihrer Eiseskälte.

Sie that, als sah sie mich nicht; und, befremdete mich die Kälte, mit welcher sie mich behandelte, weil sie Indierin war (denn die Indierinnen haben bekanntlich heißes Blut) einerseits, so fand ich anderseits ihren Stolz als bei einer Königstochter vollkommen angebracht.

Diese Kälte und der Stolz entwaffneten mich keineswegs. Ich wollte dieses herrliche Mädchen nicht so leichten Kaufes aufgeben, und zwar beschloß ich, durch Beharrlichkeit und Vorsicht zum Ziel zu gelangen, denn ein ungestümes Vorgehen hätte mir leicht ein Fiasko zuziehen können, wie unserem Don Juan; der selbstverständlich im Gefühle seiner Unwiderstehlichkeit bereits den Versuch gemacht hatte, die Festung im Sturm zu erobern. Er hatte ein klägliches Ende mit seiner Liebeswerbung genommen: vor dem Verschlag, in welchem Pansa ihre Schlangen untergebracht hatte, hatte er Aufstellung genommen, und als sie dann heraustrat, sich heftig gestikulierend ihr zu Füßen geworfen und mit der flachen Hand heftig auf sein Herz klopfend, ihr den Weg versperrt.

Sprachlos vor Verwunderung war Pansa stehen geblieben, und versuchte an dem Don Juan vorbeizugehen. Doch dieser ließ es nicht zu, sondern umfaßte ihre Kniee.

Das war der Königstochter jedoch zu viel, und resolut,

wie alle Indierinnen sind, erfaßte sie einen in der Nähe stehenden, mit Wasser gefüllten Stalleimer und goß ihn über den Liebeglühenden aus.

Der Don Juan verschwand und Pansa hatte freie Bahn.

Daß ich mich wohl hütete, in gleicher Weise meiner Angebeteten meine Gefühle zu verstehen zu geben, wie der Don Juan es gethan, war, nachdem dessen Abfall bekannt geworden war — denn auch die Cirkuswände haben Ohren — selbstverständlich.

Aber ich kam mit meiner stillen Huldigung auch nicht weiter.

Was nützte es, daß ich, wenn sie des Morgens mit ihren Schlangen übte, schweigend dabei stand und sehnsuchtsvolle Blicke zu ihr hinüber warf? Nichts. Ich kam nicht weiter!

Als sei ich für die schöne Indierin Luft, so sah sie über mich hinweg.

Ich ging einen Schritt weiter; und als Pansa eines Morgens auf die Kisten zuschritt, worin ihre Schlangen lagen, fand sie auf dem Deckel der einen, einen hübschen Blumenkorb, in dessen Mitte statt der üblichen Visitenkarte, mein Bild sich befand.

Es mag etwas eigentümlich klingen, daß ich mein Bild in den Blumenkorb hinein praktiziert hatte. Aber was sollte ich anders machen? Meine Visitenkarte hätte sie nicht entziffern können. Also mußte ich, wollte ich mich als Spender bezeichnen, schon zu diesem Mittel greifen.

Auf Pansa machte diese Huldigung jedoch wenig Eindruck. Sie beugte sich zuerst erstaunten Blickes auf die duftende Gabe, steckte ihr feines Näschen hinein und sog gierig den Duft ein. Dann faßte sie jedoch mein Bild, und ohne es auch nur mit einem Blick zu streifen, zerriß sie es und warf die Stücke fort.

Die Blumen jedoch ließ sie durch einen dienstbaren Geist, der sich besonders gut auf die Zeichensprache verstand, in ihr Zimmer tragen.

Als ich die Mißhandlung sah, welche sie meinem Bilde angedeihen ließ, zog ein heftiges Weh durch mein Herz und durch meinen Körper. Der letztere wurde deshalb in Mitleidenschaft gezogen, weil ich, um sehen zu können, wie meine Gabe aufgenommen werde, mich oberhalb des Verschlages, auf einige Latten gelegt hatte, die sich förmlich in meinen Körper eingegraben hatten.

Acht Tage lang ging ich betrübten Sinnes umher. Doch geheilt wurde ich nicht von meiner Liebe. Meine Neigung war im Gegenteil so gewachsen, daß ich sogar beschloß, mich Pansa zu erklären.

Ich mußte mich mit meinem Vorhaben beschleunigen; denn in wenigen Tagen verließ Pansa uns, um ein Engagement in B. anzutreten.

Ich nahm daher allen meinen Mut zusammen, und entdeckte mich eines Tages dem Impresario, den ich beschwor, mir eine Liebeserklärung in indischer Sprache, jedoch mit deutschen Buchstaben niederzuschreiben, damit ich meiner Erkorenen das sagen könne, was mein Herz bedrückte.

Ein eigentümliches Lächeln umspielte den Mund des Mannes, als er mir versprach, meiner Bitte nachzukommen.

Am anderen Tage hatte ich das Gewünschte: „Königin der Blumen, sonnengleiches Wesen, Krone aller Mädchenblüten, die du einherschreitest wie das schlanke Reh, das sanftäugig sich in die Herzen aller Kreaturen stiehlt, höre deinen Sklaven an, der dich bittet, dich bittet mit aufgehobenen Händen, auf ihn herabzusehen mit einem Blicke deiner Augen, welche die Vögel in Liebe singen lassen, wenn du sie sanft ansiehst, und welche alles um dich erzittern machen lassen, wenn sie im Zorne blitzen."

So fing meine Werbung an, die sich in gleicher blumiger Sprache noch eine gute Weile weiter ergoß.

Drei Tage lernte ich an diesem Sermon, denn Indisch ist nicht leicht.

Endlich hatte ich alles kapiert. Ohne Fehler konnte ich meine Liebeswerbung hersagen.

Es war aber auch die höchste Zeit, denn am Abend war die letzte Vorstellung Pansas, nach welcher sie noch mit dem Nachtzuge abreisen mußte.

Am Morgen dieses denkwürdigen Tages hatte ich endlich Gelegenheit, Pansa zum erstenmal so gegenüber treten zu können, daß ich ihr ungestört das sagen konnte, was mir sonst das Herz abdrückte. Und nachdem ich mich mit verkreuzten Armen dreimal vor ihr verneigt hatte, begann ich: „Königin der Blumen, sonnengleiches Wesen, Krone aller Mädchenblüten, die du einherschreitest wie das schlanke Reh, das sanftäugig sich in die Herzen aller Kreaturen stiehlt, höre —"

Weiter kam ich nicht. Denn plötzlich trat Pansa einen Schritt zurück und ihrem Munde entflohen folgende Worte:

„Oller Quatschkopp, wat quasseln Sie denn da? Wat soll der Mumpitz, und wat wollen Sie überhaupt von mir? Lassen Sie mir in Ruhe und ziehen Sie Leine!"

Pansa machte Kehrt und ließ mich stehen.

Ich war wie vom Schlage gerührt. Sie war gar keine Indierin, sondern, wie ich soeben gehört hatte, eine Berlinerin. Und ich Esel hatte drei Tage lang Indisch gelernt, um ihr eine Liebeserklärung machen zu können, was ich auf Deutsch viel leichter gehabt hätte.

Aber danach stand jetzt durchaus nicht mehr mein Sinn. Ich war in die Indierin verliebt gewesen; die Berlinerin war mir gleichgültig.

* * *

Als ich dem Impresario, wütend über den Streich, den er mir gespielt hatte, eine heftige Standrede hielt, hatte er sogar noch den Mut, mir einzugestehen, daß das, was er mir aufgeschrieben, was ich mit so rührendem Eifer gelernt hatte, gar nicht Indisch sei, sondern irgend ein sinnloses Zeug, das er sich ausgedacht hatte.

Ich habe mich ein halbes Jahr nach diesem Vorkommnis mit einer Deutschen verheiratet, denn an Ausländerinnen, besonders an Indierinnen, habe ich den Geschmack verloren.

Sein erster Tiger.

Es war an einem kalten Oktobertage. Der Wind fegte durch die Straßen und trieb die wenigen Passanten zum eiligen Lauf. Auf dem freien Platze bei der Kaserne rüttelte und schüttelte er an der vor wenigen Tagen angelangten Menagerie, so daß das Leinwanddach des ambulanten Gebäudes jeden Augenblick drohte, davon zu fliegen.

Der Besitzer der Menagerie ging fluchend zwischen den Käfigen umher. Wenn das Wetter nicht nachließ, dann kam er in Gefahr, einen unermeßlichen Schaden zu erleiden. Der schöne Königstiger, sein besonderes Schaustück, konnte ja auf die Dauer unmöglich diesem Wetter widerstehen. Er mußte ja krepieren; denn das Tier war erst vor einigen Wochen eingefangen und daher noch nicht akklimatisiert.

Außer dem Menageriebesitzer waren noch zwei Personen in dem Raume anwesend: seine Tochter, ein etwa siebzehnjähriges Mädchen und der Wärter des Tigers, ein junger Franzose, im Alter von einundzwanzig Jahren.

Alle drei waren besorgt; denn der Tiger war ein selten schönes Exemplar, dessen Tod dem Besitzer sowohl, als auch seiner Tochter in pekuniärer Beziehung mehr als fatal gewesen wäre, während dem jungen Franzosen das schöne Tier förmlich an das Herz gewachsen war. Er war mit dem Tiger, dessen Wärter er bereits in der Tierhandlung gewesen, hier angelangt und hatte sich so sehr an dessen Gesellschaft gewöhnt, daß er sich in seiner neuen Stellung sehr wohl gefühlt hätte, wäre das schöne Mädchen, die Tochter des Prinzipals nicht gewesen. Diese wußte ihn vom ersten Augen=

blick an, wo er sie sah, aus seiner Ruhe zu reißen. Sie war schön, selten schön. Die schlanke und doch kräftige Gestalt, mit einem Kopf, woraus zwei wunderbare schwarze Augen hervorblitzten, einer feinen griechischen Nase und einem Mund, der zwei Reihen glänzender Zähne wies. Diese Zähne! Sie schimmerten so weiß, so glänzend; und Mary wußte dies alles. Sie wußte auch, daß der heißblütige Franzose rasend in sie verliebt war, und das amüsierte sie. Aber sie liebte es, mit Menschen und Bestien zu spielen und zwar auf eine Weise, die ihr Spielzeug in die höchste Aufregung versetzte. So wie sie mit Brutus, einem in der Gefangenschaft aufgewachsenen Löwen, ihr Wesen trieb, indem sie ihm bald den gegen das Gitter gedrängten Kopf streichelte, bald mit einem Strohhalm in den Ohren kitzelte, daß er nervös aufsprang und brüllend im Käfig hin- und herlief, so behandelte sie den armen Jules. Einmal war sie freundlich mit ihm und machte ihm Hoffnung, ein andermal war sie hoffärtig und sah nur den Untergebenen ihres Vaters in ihm. Ebenso wußte sie durch spöttische Redensarten den leicht erregbaren Menschen in eine Art von Wut zu versetzen, die sie um so mehr amüsierte, als sie wußte, daß ein einziges freundliches Wort aus ihrem Munde ihn wieder willfährig machte.

Der Sturm hatte sich gelegt, und erleichterten Herzens war der Menageriebesitzer, nachdem er Order gegeben, sich für den andern Tag vorzubereiten, das Winterquartier zu beziehen, fortgegangen.

Die beiden jungen Menschen waren jetzt allein in der Menagerie, und da Mary sehr wohl einsah, daß es heute doch nutzlos sei, an der Kasse auf Publikum zu warten, so beschloß sie in Ermangelung eines Besseren wieder einmal ihr Spiel mit dem armen Jules zu treiben. Sie mußte sich ja gestehen, daß er ihr gefiel, dieser hübsche, intelligente Mensch. Aber trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen wollte sie ihren Übermut an ihm auslassen.

„Haben Sie auch gut darauf geachtet, daß Ihrem Liebling dort in dem Käfig nichts Schlimmes passiert?“ begann sie, indem sie spöttisch die Lippe kräuselte. Jules wußte sehr wohl, daß sie ihn nur necken wollte. Aber es war ihm unmöglich, seine Ruhe zu bewahren.

„Ich glaube meine Pflicht vollauf gethan zu haben, oder sind Sie anderer Meinung, Fräulein Mary?“

Über das schöne Gesicht des jungen Mädchens huschte ein spöttisches Lächeln. Die Erregung, die aus diesen Worten ihres Gegenüber sprach, machte sie noch kampfeslustiger.

„Sie mißverstehen, Monsieur Jules. Ich will durchaus nicht Ihren Pflichteifer herabsetzen. Im Gegenteil; ich erkenne ihn vollkommen an. Ich meine nur, ob Sie auch sicher sind, daß dem Tier, das Sie förmlich verhätscheln, auch kein Unwohlsein, vielleicht ein Schnupfen oder sonst Derartiges befallen kann.“

„Ihre spöttischen Worte beweisen, daß Sie von der Natur eines Tigers sehr wenig wissen. Daß das Tier sich sehr leicht erkälten kann, ist klar, denn sein Heimatland liegt unter einem südlicheren Himmel als der rauhe Norden, unter dem wir uns befinden. Was ich daher thun konnte, um den Tiger zu schützen, ist geschehen.“

„Ja, ja; ich weiß, daß Sie ein großer Tierfreund sind.“

„Aber ob Ihr zarter Schützling so viel Freundschaft für Sie besitzt, wie Sie für ihn, ist doch mehr als zweifelhaft.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich glaube, daß der Tiger gar keine Rücksicht auf Sie nehmen, und Ihnen so gut wie jedem anderen eins auswischen würde, wenn er Gelegenheit dazu fände.“

„Das will ich nicht bestreiten; denn er kennt mich noch zu wenig, da wir erst wenige Wochen zusammen sind.“

„Ich glaube auch nicht, daß er Rücksicht auf Sie nehmen würde, wenn Sie schon monate-, ja sogar jahrelang sein Wärter wären.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Daraus, daß er heute, nachdem er Sie acht Wochen kennt, durchaus keine Rücksicht auf Sie nimmt.“

„Das wird mit der Zeit kommen.“

„Das glaube ich schwerlich. Der Tiger wird vor Ihnen niemals Respekt bekommen!“

„Sie meinen, vor einem andern eher als vor mir?“

„Ja.“

Über das Gesicht des jungen Mannes flog eine dunkle Röte. Glaubte sie, daß er keine Energie besaß?

„Das Tier wird sich an mich gewöhnen so gut wie an jeden andern.“

„Das glaube ich nicht; Sie behandeln ihn zu zärtlich,“ entgegnete sie, indem sie ihn spöttisch ansah.

„Das ist nicht wahr,“ schrie Jules jetzt auf. „Ich behandle das Tier gut; aber ich verweichliche es nicht.“

„Das sind Ansichten. Ich finde, daß Sie das Tier verweichlichen. Aber freilich; einen Tiger zu behandeln, wie es sein soll, muß man Verständnis — und Mut haben.“

Jules stand starr. Hatte er recht verstanden? Sie zweifelte an seinem Mut? Sie hielt ihn für feige? „Sie halten mich für feige, Fräulein Mary?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Dann zweifeln Sie an meinem Mut?“

„Sie haben mir noch nicht bewiesen, daß Sie wirklich Mut besitzen.“

„Nicht?“

„Nein.“

„Nun, dann will ich es Ihnen beweisen,“ und plötzlich griff er nach einer Gerte, riß die Thür des Käfigs auf und stand im nächsten Augenblick vor dem Tiger.

Ein gellender Schrei hallte durch den Raum. Mary, die bleich und zitternd vor dem Käfig stand, hatte ihn ausgestoßen.

Der Tiger, als er Jules plötzlich vor sich sah, war aufgesprungen und peitschte seine Flanken mit dem Schweife.

Brummend und die Zähne fletschend, ging er im Käfige, sich um sich selbst drehend, herum. Er war offenbar überrascht und wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Das kühne Vorgehen Jules' hatte das mächtige Tier so aus seiner Ruhe gebracht, daß es ratlos in dem geräumigen Käfig hin und her eilte. Jules dagegen stand da, als sei er aus Erz gegossen. Kein Muskel in seinem Gesicht zuckte: nur der Schnurrbart zitterte nervös, und die Augen waren wie gebannt auf den Königstiger gerichtet.

Mary war einer Ohnmacht nahe. Aber das Mädchen, das die Gefahr kannte, in welcher der Mann, den es zu diesem entsetzlichen Wagestück veranlaßt hatte, schwebte, fühlte, daß es nicht unthätig dastehen dürfe, und indem es schnell eine geladene Büchse, die in der Ecke stand, ergriff, stand es im Anschlag bereit, jeden Augenblick auf den Tiger zu feuern.

Aber wenn sie fehlschoß; wenn sie anstatt das Tier zu treffen, Jules verwundete, ja vielleicht tötete! Und ihn dann vor ihren Augen, von der Bestie zerreißen zu sehen! Entsetzlich, entsetzlich!

Starr und regungslos standen die beiden Menschen auf ihrem Posten; nur der Tiger eilte nervös von einer Ecke des Käfigs in die andere. Kurze, knurrende Laute ausstoßend, und die Nüstern aufblähend, umkreiste er jetzt Jules.

Mary atmete auf; Gott sei Dank! Der Tiger hatte keine schlimmen Absichten; das sah sie. Er würde sonst die Zähne gefletscht und sich überhaupt anders benommen haben. Und richtig; jetzt ließ das Tier ein leises Knurren hören und legte sich dann in eine Ecke des Käfigs, immer seinen Feind im Auge behaltend.

Von einer furchtbaren Angst befreit, atmete sie auf. Jetzt war Jules gerettet. Jetzt konnte er sich langsam zurückziehen. Der Tiger, das wußte sie, würde sich nicht auf ihn stürzen; er würde ruhig in seiner Ecke liegen bleiben.

Aber nichts von alledem schien der junge Mann zu be-

denken. Er machte durchaus keine Anstalten, den Käfig zu verlassen.

Was sollte das heißen? Warum benützte er die günstige Gelegenheit nicht? „Monsieur Jules,“ rief sie leise. — Keine Antwort. „Jules; ich bitte Sie um Gottes willen, kommen Sie heraus.“ Dasselbe Resultat. „Jules, Jules, verlassen Sie den Käfig. Ich vergehe vor Angst.“

„So, Fräulein Mary?“ antwortete jetzt Jules. „Das hätte ich wirklich nicht gedacht. Ich hätte Ihnen mehr Mut zugetraut. Wir haben uns eben in dieser Beziehung ineinander getäuscht. Ich traute Ihnen mehr, Sie mir weniger Mut zu. Um Ihnen nun gründlich zu beweisen, daß Sie sich geirrt haben, will ich sofort beginnen, den Tiger zu dressieren.“ Und weit ausholend, versetzte er dem Tiger einen furchtbaren Schlag mit der mit einer Bleikugel versehenen Peitsche. Laut aufbrüllend fuhr der Tiger in die Höhe, und indem er die Zähne fletschte, duckte er sich zum Sprunge nieder. Aber im selben Augenblicke sauste die Peitsche wieder auf ihn nieder, breite Striemen über sein Gesicht ziehend. Und wieder stieß der Tiger ein wütendes Gebrüll aus; und wieder duckte er zum Sprunge nieder. Aber Jules hatte keinen Augenblick vergessen, in welcher furchtbaren Gefahr er sich befand. Er mußte Sieger bleiben! Hier gab es kein Rückwärts! Nicht eher durfte er den Käfig verlassen, als bis er das gewaltige Tier winselnd wie ein Hund sich krümmen sah. Fest faßte er die Peitsche, und indem er jede Bewegung des Tieres mit den Augen verfolgte, peitschte er in rasender Schnelle auf ihn ein.

Es war ein furchtbarer Kampf. Hochaufgerichtet verfolgte Jules seinen Gegner, der, die mächtigen Pranken nach ihm schlagend, sich unter den furchtbaren, hageldicht fallenden Hieben wand. Dreimal war er auf Jules zugesprungen; aber jedesmal war dieser geschickt ausgewichen, und hatte ihn, mit riesiger Kraft auf ihn einschlagend, wieder in seine Ecke zurückgetrieben.

Jetzt hatte der Tiger jeden Widerstand aufgegeben und sich vor Wut und Schmerz in den eigenen Körper beißend, wand und krümmte er sich winselnd in der Ecke.

Jules hatte gesiegt. Der Tiger hatte seinen Meister erkannt. Und plötzlich die Thür des Käfigs aufreißend, sprang Jules zur Erde.

Ein freudiger Aufschrei entrang sich Marys Brust, die jede Phase des Kampfes in furchtbarer Angst mit durchgemacht hatte.

„Jules, Jules, was für eine entsetzliche Angst habe ich durchgemacht. Was, was haben Sie gethan?"

„Was ich gethan habe? Ich habe dem da drinnen seinen Meister gezeigt, und wie ich ihn bezwungen habe, so zwinge ich auch dich!" und indem er plötzlich auf sie zuging, faßte er sie bei den Armen und riß sie an sich und küßte sie mit glühender Leidenschaft.

Sie zitterte in seinen Armen, die einen Tiger gezwungen hatten, und plötzlich ihre Arme um ihn schlingend, küßte sie ihn wieder, unzählige Male.

Am anderen Tage setzte Jules seine so glücklich begonnene Dressur fort, und nach einigen Wochen hatte er sie beendet. Er hatte sein Talent als Dresseur erkannt, und beutete es aus.

Jules ist heute einer der bedeutendsten Tigerbändiger; und wie im Tigerkäfig ist er Herr in seinem Hause. Mary, die ihn vergöttert, gehorcht, wenn er, was er allerdings selten nötig hat — befiehlt.

Eine Vagantengeschichte.

In dem kleinen Landstädtchen G. herrschte große Aufregung. Eine reisende Cirkusgesellschaft hatte sich auf der Stadtwiese etabliert und Groß und Klein durch eine geschickt in Scene gesetzte Reklame in hohem Grade auf ihre Leistungen aufmerksam gemacht.

Seit mehreren Jahren war es jetzt wieder das erste Mal, daß den Einwohnern der Stadt ein solches Schauspiel geboten wurde; und als die Eröffnungsvorstellung begann, da konnte der Direktor mit stolzer Genugthuung die Thatsache eines lange entbehrten ausverkauften Hauses konstatieren.

Die Leistungen der Gesellschaft waren durchaus nicht schlecht; sie standen sogar über der Mittelmäßigkeit. Dazu kam noch, daß unter den Mitgliedern mehrere Damen und Herren waren, die durch ihr hübsches Exterieur für sich einnahmen; so daß die durchaus nicht verwöhnten Bürger der kleinen Stadt ein häufig wiederkehrendes Publikum des ambulanten Cirkus wurden.

Unter den Besuchern, welche fast jeden Abend im Cirkus anzutreffen waren, befand sich auch ein junges, seit ungefähr einem Jahre verheiratetes Ehepaar; der einzige Arzt im Städtchen, Doktor Heden und Frau, welch letztere ein ganz besonderes Gefallen an dem bunten Leben kundgab.

Die kleine zierliche Frau, die so hellauf lachen konnte, wenn die Clowns ihre Possen trieben, und die am energischsten Beifall klatschte, wenn irgend einem der Künstler ein besonders schwieriger Trik gelungen war, konnte sich gar nicht satt sehen an dem Gebotenen und fast jeden Abend wußte sie in ihrer naiven, bittenden Art ihren Gatten, den ernsten, um zwölf Jahre älteren Mann zu veranlassen, mit ihr den Cirkus zu besuchen.

Sie amüsierte sich göttlich, wie sie sagte, und, wenn sie nach Schluß der Vorstellung am Arme ihres Gatten nach Hause ging, dann plauderte sie schon von dem ihr am nächsten Abend bevorstehenden Genuß.

Vier Wochen lang blieb die Gesellschaft in G. Dann zog sie weiter. Der Direktor hatte ein tiefgefühltes Dankschreiben an die Honoratioren der Stadt erlassen und versprochen, wenn er im nächsten Jahre wiederkomme, das Wohlwollen der Einwohner G.s durch weitere Kunstleistungen zu erringen, sich zu bemühen.

Mit dem Fortzug des Cirkus war wieder die alte Ordnung und Ruhe in das Städtchen gekommen und alles schickte sich an, sich wieder in das alte Geleise hineinzuleben, als eine Botschaft von Haus zu Haus, von Familie zu Familie eilte, die überall, wo sie bekannt wurde, wie eine Bombe einschlug. Die junge Frau des Doktor Heden war verschwunden und, wie es hieß, in Gesellschaft des Schulreiters des Cirkus, der sich von der Gesellschaft getrennt und mit seiner Geliebten in die weite Welt gereist sei.

Man traute seinen Ohren nicht; man wollte nicht glauben, was doch einen so eigentümlichen Kitzel der Befriedigung bei allen, welche diese Mär hörten, hervorrief. Aber dennoch mußte man glauben. Es bestätigte sich wirklich! Die kleine zierliche, naive Frau Doktor Heden war in der That mit einem Artisten, einem Vagabunden, einem Zigeuner entflohen.

Als Doktor Heden von seiner Landtour, die er wöchentlich einmal unternahm, spät abends zurückkam, fand er einen Brief seiner Gattin vor, worin diese ihm mitteilte, daß sie dem Zuge ihres Herzens gefolgt und mit ihrem Geliebten gezogen sei.

Dem ernsten Manne drohten die Sinne zu schwinden, als er diese Botschaft las. Dann aber raffte er sich mit der ganzen, ihm zu Gebote stehenden Energie zusammen und ging zum Bürgermeister, den er um sofortige Entlassung aus seinem Amt als Kreisarzt ersuchte.

Wenige Tage darauf verzog er nach einer entfernten Stadt, wo er sich niederließ.

Er war infolge der Treulosigkeit seines Weibes um mehrere Jahre gealtert. Immer und immer wieder mußte er an das Glück zurückdenken, das er an ihrer Seite einst genossen und das jetzt unwiderruflich dahin war.

Er suchte Vergessenheit in seinem Beruf und konnte sie trotz aller Energie nicht finden. Das Bild der Treulosen

konnte er selbst im Laufe der Jahre nicht von seiner Seele bannen.

Er war gesucht und geachtet in seinem neuen Wirkungskreis und seine Thätigkeit als Arzt verschaffte ihm Anerkennung und klingenden Lohn, mehr als er beanspruchte. Aber die innere Unruhe wurde nicht von ihm genommen. In seinem neuen Wohnort wußte man nichts von dem Unglück, das ihn betroffen, und glaubte allgemein, daß sein ernstes Wesen ein Ausdruck der Trauer um seine früh verstorbene Gattin sei.

* * *

Zehn Jahre ware verstrichen. Doktor Heden saß eines Abends, nachdem er müde und abgespannt von seinen Patientenbesuchen heimgekehrt war, in seinem einsamen Zimmer und gab sich seinen düsteren Träumen hin, als plötzlich heftig an der Glocke gezogen wurde.

Gleich darauf führte die Magd ein etwa achtjähriges Mädchen ins Zimmer, welches schluchzend den Arzt bat, mit ihm zu kommen, um seiner kranken Mutter beizustehen.

„Wie heißest du, mein Kind?"

„Luise Fornaso."

„Und wo wohnt ihr?"

„Im Wagen."

Wo? sagtest du."

„Im Wagen; wir sind Artisten."

„Komm!"

Doktor Heden ging mit dem Kinde fort, welches ihm unterwegs erzählte, daß seine Mutter schon seit längerer Zeit krank sei, aber nie erlaubt habe, daß sie einen Arzt rufe. „Wenn du einen Arzt rufst," sagte sie, „dann wird er mir verordnen, mich ruhig zu verhalten, und das kann ich nicht. Wer soll dann die Vorstellungen leiten, wenn ich es nicht thue? Und wir müssen Vorstellungen geben, denn wir müssen Geld verdienen."

So plauderte das aufgeweckte Kind, indem es eilenden Schrittes neben dem Manne herlief, den sie, wie sie ihm mitteilte, aus eigenem Antriebe geholt habe, damit er ihrer Mutter helfe, die seit heute Morgen nicht das Bett habe verlassen können und so eigentümliche Reden führe, die sie gar nicht verstehe.

Nach einer Viertelstunde waren sie angelangt. Auf einer Wiese war ein größerer Platz durch in die Erde getriebene Pfähle, um welche von einem zum anderen, Stricke gezogen waren, isoliert, auf welchem ein Podium nebst einem kleinen Verschlag und verschiedene roh zusammengezimmerte Bänke, welche offenbar für das Publikum bestimmt waren, aufgestellt. Etwas seitwärts stand ein Wagen, wie solche von den Artisten bei ihrem herumziehenden Gewerbe als Wohnstätte benutzt werden.

Auf diesen Wagen schritt das Mädchen zu, gefolgt von dem Arzt, der tastend über den dunklen Platz schritt.

Die kleine Führerin stand jetzt auf der oberen Stufe der Treppe, welche zum Wagen hinaufführte, aus dessen Fenstern ein durch die davor gehängten Gardinen gedämpftes Licht fiel. Doktor Heden erstieg die Treppe und stand gleich darauf neben dem Kinde, welches jetzt, die Hand auf den Mund legend, die Thür zu dem Wagen öffnete.

Ein eigentümlicher Anblick bot sich dem Arzte jetzt dar. Überall an den Wänden hingen oder lehnten Kunstreiterrequisiten in großer Ordnung. Man sah es sofort, daß hier eine ordnungsliebende Hand regierte. Durch diesen Raum gelangte Doktor Heden in einen zweiten Raum, welcher den Besitzern des Wagens als Aufenthaltsort diente. Auch in dem freundlichen, hell gestrichenen Zimmer, in dessen äußerster Ecke ein Bett stand, worin ein Mensch lag, dieselbe Ordnung.

Doktor Heden trat näher, nachdem er einem etwa fünf Jahre alten Knaben, der sich ebenfalls in dem Raume befand, die dargereichte Hand geschüttelt hatte. Dann rückte

er eine Petroleumlampe, die auf einem Seitentischchen stand, vor das Bett der Kranken, um seine Diagnose zu machen. Aber kaum fiel das Licht der Lampe auf das Gesicht der Kranken, als er mit einem plötzlichen Ruck in die Höhe fuhr und wie versteinert auf die in Fieberträumen sich wälzende Kranke starrte. Das Weib, welches da abgezehrt und von Krankheit geschüttelt vor ihm lag, war seine Gattin, das Weib, welches ihn damals verlassen hatte, um ihr Schicksal an das eines fahrenden Gauklers zu knüpfen.

Kaum seiner mächtig, ließ er sich auf einen Stuhl nieder. So also sollte er sie wiederfinden, die einst sein Alles war! In Not und Elend und Krankheit. Und welch eine Krankheit war es, von der diese Frau befallen war! Er sah es nur zu gut, daß menschliche Hilfe hier nicht mehr möglich war. Die Kranke war dem Tode unrettbar verfallen. Hier war nur Linderung für wenige Tage möglich; denn schon hatte der Todesengel seine Hand nach der Kranken ausgestreckt.

Doktor Heden fuhr aus seinem Brüten auf. Was er für die Linderung der Leiden dieser Frau thun konnte, das sollte geschehen.

„Wo ist dein Vater?“ fragte er das Mädchen, das ihn hergeführt hatte.

„Mein Vater ist nicht bei uns.“

„Wo ist er denn?“

„Das weiß ich nicht.“

„Und wer ist sonst bei euch?“

„Bei uns?“

„Ja!“

„Bei uns ist niemand. Meine Mutter, mein Bruder, ich und dann die Hunde und das Pony. Weiter gehört keiner zu uns.“

Dem Arzt ging es wie ein Stich durch das Herz. In solchen Verhältnissen also lebte dieses Weib. Nebst ihren Kindern waren Hunde und ein Pferd ihre Gefährten. Ein

Schütteln überflog seinen Körper. Dann aber ermannte er sich, und nachdem er seiner kleinen Führerin gesagt, daß er sehr bald wiederkommen werde, verließ er den Wagen.

Nach etwa einer halben Stunde kehrte er wieder zurück, gefolgt von seiner Magd, die in einem großen Korbe mehrere Flaschen Wein und verschiedene Konserven trug, welche zur Pflege der Kranken dienen sollten.

Die Magd, eine alte treue Person, hatte sich, nachdem ihr Herr sie gefragt, ob sie, wie sie dies schon so häufig bei armen Leuten gethan, auch heute wieder als Krankenwärterin fungieren wolle, sofort dazu bereit erklärt.

Sie richtete sich, sobald sie flüchtig in der ihr so gänzlich fremden Umgebung Umschau gehalten hatte, sofort ein; und nachdem sie das Mitgebrachte ausgepackt, die Medizinflasche, welche Doktor Heden ihr reichte, in ein mit Wasser gefülltes Glas gesetzt hatte, setzte sie sich an das Krankenbett, zog ihr Strickzeug hervor und begann, nachdem sie ihrem Herrn nochmals die Versicherung gegeben hatte, unter keiner Bedingung seinen Namen zu nennen, sich ganz ihrer neuen Aufgabe hinzugeben.

Still war es in dem Wagen; ganz still. Die beiden Kinder waren von der Magd zu Bette gebracht worden, während sie selbst an dem Bette der Kranken, die fast ohne zu atmen, in einen beinahe todesähnlichen Schlaf verfallen war, eifrig strickend saß.

Zwei Stunden waren so verflossen; da schlug die Kranke die Augen auf und sah verwundert um sich. Eine fremde Person an ihrem Bette! Was sollte das bedeuten? Sie richtete sich mühsam auf und sah ihre Wärterin fragend an. Diese legte den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß die Kranke nicht sprechen dürfe und flößte ihr von der mitgebrachten Medizin ein.

Aber das junge Weib ließ sich nicht so leicht beruhigen. Sie, um die sich seit Jahren kein Mensch in hilfreicher Weise bekümmert hatte, wurde jetzt von einer Frau gepflegt, die

sie nicht kannte! Wer war sie und wer hatte sie hierher gesandt?

Unruhig gingen ihre Augen im Raume hin und her; und dann, nachdem sie mehrere Male tief Atem geschöpft hatte, fragte sie in einer so flehenden Art, ihr zu sagen, was das alles zu bedeuten habe, daß die gute alte Magd, welche nichts weniger konnte, als ein Geheimnis auf dem Herzen tragen, ihr mit der größten Umständlichkeit, aber sich häufig unterbrechend und um Schweigen bittend, erzählte, daß ihr Herr, der liebe gute Doktor Heden sie hierher geschickt habe.

Mit geschlossenen Augen lag das bleiche Weib da, und keine Miene ihres Gesichtes verriet, was in ihr vorging.

Mit einem dankbaren Blick reichte sie der Erzählerin die Hand.

Am anderen Morgen wurde plötzlich leise an das Fenster geklopft. Es war das Zeichen für die Magd, daß Doktor Heden draußen sei, um sich über das Befinden der Kranken zu erkundigen.

Die Magd hatte des Klopfen vernommen; aber ebenfalls die Kranke; und indem sich die erstere jetzt leise hinausstahl, ergriff diese ein Stück Papier, auf welches sie einige Worte schrieb, und ihre Tochter an das Bett rufend, beauftragte sie dieselbe, wieder zu dem Arzt, den sie gestern gerufen, zu gehen; ohne jedoch einem Menschen etwas davon zu sagen, und den Brief abzugeben.

Als Doktor Heden nach einigen Stunden nach Hause kam, fand er in seinem Briefkasten ein Schreiben, welches nur wenige Worte enthielt: „Eine Sterbende bittet Herrn Doktor Heden um seinen Besuch."

Der Arzt wußte von wem das Schreiben herrühre; selbst wenn er die Handschrift nicht erkannt hätte, wäre er keinen Augenblick im Zweifel gewesen.

Also hatte sie doch erfahren, daß er in ihrer Nähe sei! Doch warum auch nicht? Sie hatte recht, wenn sie von sich als einer Sterbenden sprach. Er wußte es nur zu gut.

Gleich darauf war er wieder auf dem Wege zu der Kranken.

Als Doktor Heden den Raum betrat, wo sein Weib lag, waren die Kinder und die Wärterin abwesend.

Lautlos trat er an das Bett. Er beugte sich über die Kranke, die jetzt die Augen aufschlug mit einem Blick so voller Bitte, daß der edle Mann, hingerissen von dem Elend, in welches dieses Weib sich selbst gestürzt, ihre Hand faßte und sie leise drückte.

Lange sahen sich die beiden Menschen in die Augen; dann begann die Kranke: „Für deinen Besuch sage ich dir meinen herzlichsten, glühendsten Dank. Ich habe weder Zeit noch Kraft, dir zu sagen, wie grenzenlos ich für mein Vergehen bestraft wurde. Ich weiß, daß es sehr bald mit mir zu Ende ist, und es ist gut so. Ich habe auf der Welt nichts mehr zu suchen, denn das Leben ekelt mich an. Der Mann, dem ich in Treulosigkeit gegen dich gefolgt bin, hat mich gelehrt, was Ekel ist. Ekel an die Umgebung, an sich selbst, an allem. Für meine Kinder wird, wenn sie vom Staate in irgend einem Waisenhause untergebracht werden, ein besseres Leben erstehen, als es ihnen als Vaganten, wozu sie, wäre ich am Leben geblieben, verdammt worden wären, erblühen könnte. Mir würde es unmöglich sein, in die bürgerliche Gesellschaft wieder aufgenommen zu werden, denn ich kann mich und die Kinder nur ernähren, wenn ich unser Metier, die Kunstreiterei, die ich unter entsetzlichen Umständen erlernt habe, weiter betreibe. Aber selbst wenn das nicht wäre, würde ich zu keiner seßhaften Beschäftigung zurückkehren, denn ich fühle mich nicht mehr würdig, zu euch zu gehören.

Und so ist es denn gut, daß der Tod sich jetzt meiner erbarmt. Erbarmt, sage ich; denn ich habe ihn um Erbarmen gefleht. Inbrünstig habe ich gefleht, die Last, die mich erdrückt, von mir zu nehmen, und er hat sich erweichen lassen, der Sensenmann, der mich so freundlich anlächelt, und der mir das grenzenlose Glück gewährt hat, dir in die

Augen sehen und sagen zu dürfen, daß ich für meinen großen Fehltritt gezüchtigt worden bin; schwer, unendlich schwer, so, wie ich es verdient."

Die Kranke war zurückgesunken. Schwer atmend hob und senkte sich ihre Brust.

Doktor Heden blickte tief erschütternd auf die Sterbende; dann beugte er sich nieder zu ihr und küßte sie auf die Stirn.

Ein Blick voll unendlicher Dankbarkeit war sein Lohn.

„Hast du noch einen Wunsch?" fragte Doktor Heden.

Die Kranke schüttelte leise verneinend mit dem Kopfe.

„Dann werde ich für deine Kinder sorgen."

Ein schwaches, aber doch so glückliches Lächeln verklärte für einen Augenblick die Züge der Sterbenden; dann war es vorbei. Ein Weib, daß eine große Sünde auf sich geladen, hatte ausgelitten.

Was Doktor Heden versprochen, hielt er treulich. Er brachte die Vagantenkinder in einer Pension unter, deren Leiter ein Studiengenosse von ihm war. Als sie dann später erwachsen waren, sorgte er ebenfalls für ihr Fortkommen, und heute sind sie beide nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft.

Ein Kampf mit einem Königstiger.

Wie ich meinen Arm verlor, wollen Sie wissen? Hören Sie zu, meine Herren; ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Es sind nämlich heute gerade fünfzehn Jahre, daß ich als Krüppel umherlaufe. Als Krüppel, der allerdings seinem Beruf, wofür er die Liebe schon mit der Muttermilch eingesogen, entsagen mußte, der aber dennoch stolz ist, auf das, wodurch er eben Krüppel wurde.

Es war in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten. Wir, das heißt meine Eltern, meine Geschwister, Schwäger und Schwägerinnen reisten seit einigen Wochen, nachdem wir

unser Winterquartier verlassen hatten, an der italienischen Grenze von einem Orte zum andern, um unsere Produktionen einem staunenden Publikum vorzuführen, und machten gute Geschäfte.

Unsere Gesellschaft bestand nur aus Verwandten; sie war beinahe eine große Familie, deren Oberhaupt mein Vater, der Besitzer des Cirkus und der Menagerie war.

Es war eine echte Artistenfamilie; wo, wie in vielen derselben, Anhänglichkeit und Familiensinn im hohen Grade vorhanden war. Streit und Hader kamen fast nie unter uns vor; wenn aber, dann genügten nur wenige Worte meines Vaters, um alles zu einem guten Ende zu führen.

Es klingt eigentümlich; aber dennoch ist es so, meine Herren. Unter dem fahrenden Volk ist der Familiensinn ungemein entwickelt; mehr jedenfalls, als der Fernstehende glaubt.

In meiner Familie nun war, wie ich bereits bemerkt habe, ein besonders inniges Familienleben vorhanden; und ich als der jüngste meiner Geschwister, war als der einzige Unverheiratete der Allerweltsonkel. Alle meine Neffen und Nichten fanden es selbstverständlich, daß ich zu jeder Zeit bereit war, ihnen bei ihren losen Streichen zu helfen. Ich hielt mit, wenn es hieß, etwas auszufressen; und die Folge davon war, daß die Kinder meiner Geschwister allerdings mit großer Liebe an mir hingen, dafür aber mir jeden Gehorsam verweigerten, wenn ich ihre Übungen in der Manege überwachte. Und aufrichtig gesagt, konnte ich ihnen dies nicht verdenken, denn es gehört viel, ungemein viel Fleiß und Ausdauer zu dem Metier eines Akrobaten.

Doch ich will nicht abschweifen, sondern Ihnen die Geschichte erzählen, um die Sie mich baten.

In unserer Menagerie, die wirklich sehenswert war, befand sich seit einiger Zeit ein Königstiger; ein seltenes Prachtexemplar. Das Tier wurde dem Publikum in einem durch Eisenstangen von dem großen Käfig — in welchem sich mehrere Löwen, zwei Wölfe, ein Hund, drei Panther und

zwei braune Bären befanden — getrennten Raum gezeigt. In den Vormittagsstunden jedoch, wenn die Menagerie nicht von Schaulustigen besucht war, befand sich der Tiger seit einigen Tagen, nachdem er mehrere Wochen lang isoliert war, zwischen der Tiergruppe, welche sich durch brillante Dressur auszeichnete, um ebenfalls zu verschiedenen Kunststücken abgerichtet zu werden.

Mir war der tückische Blick des Tigers bereits seit längerer Zeit aufgefallen; und ich äußerte mich auch diesbezüglich. Aber mein Schwager, ein Rumäne von Geburt, der die Dressur unserer sämtlichen Tiere ausführte, war anderer Meinung, und widersetzte sich meinem Vorschlag, diesen Tiger nicht der kostbaren Gruppe einzuverleiben, entschieden. Da mein Schwager wirklich Hervorragendes als Dresseur leistete, so wurde dem Vielerfahrenen natürlich mehr geglaubt als mir, und der Tiger wurde in den großen Käfig zu den anderen Tieren gelassen.

So lange das Tier von seinem Lehrmeister in Ruhe gelassen wurde, ging alles ruhig. Es vertrug sich mit seinen Käfiggenossen sehr gut, bis es einmal einem der Bären hinterrücks eins auswischte; dafür aber von dem Angefallenen derartig mit Ohrfeigen traktiert wurde, daß es für die Zukunft nicht mehr daran dachte, den Frieden der „glücklichen Familie“ zu stören.

Sechs Wochen befand sich der Tiger bereits in der Gruppe; da glaubte mein Schwager, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, auch ihn, nachdem er durch die häufigen Übungen der anderen Tiere begriffen haben mußte, um was es sich handle, zur Dressur heranzuziehen.

Ein Tiger ist selbst in der Jugend sehr wenig zur Dressur geneigt; bei einem erwachsenen aber ist es immer ein großes Wagestück, ihn abzurichten.

Auch hier zeigte es sich, mit welcher Gefahr es verbunden war, ein so störrisches Tier unter den Willen eines Menschen zu beugen. Mein Schwager war jedoch nicht der

Mann, sich von seinem Vorhaben abbringen zu lassen, im Gegenteil, der Widerstand reizte ihn.

So lange der Tiger in Ruhe verharren konnte, das heißt, so lange er nicht zu Kunststücken herangezogen wurde, sondern nur ruhig auf vier Klötzen zu stehen hatte, die ihm, wenn auch mit nicht zu unterschätzender Schwierigkeit unter die Tatzen geschoben wurden, so lange ging alles gut. Als er aber zum erstenmal über eine Barriere setzen sollte, weigerte er sich und zeigte die Zähne so lange, bis er von seinem Meister einen Hieb mit einer schweren Gerte über das Maul bekam. Er ließ ein tiefes Knurren hören und blitzte seinen Feind mit den grünlich schillernden Augen an, was einem anderen Manne als seinem Gegenüber Veranlassung gegeben hätte, von dem Vorhaben abzustehen, dieses Tier zu bändigen. Mein Schwager jedoch wurde nur noch mehr veranlaßt, seinen Willen durchzusetzen. Er war ein Anhänger der wilden Dressur, welche darin besteht, die Tiere mit Gewalt zu den verlangten Leistungen zu bringen; während vermittelst der zahmen Dressur die Tiere durch Geduld und freundliche Behandlung abgerichtet werden.

Tag für Tag wurde der Tiger jetzt vorgenommen, und Tag für Tag wurde er gemißhandelt. Es war ein aufregendes Schauspiel, den Mann zu beobachten, wie er seinen Zögling mit Gewalt unter seinen Willen beugen wollte, und wie dieser am ganzen Leibe zitternd und vor Wut ein tiefes, heiseres Gebrüll ausstoßend, sich unter den furchtbaren Hieben wand. Mehrere Male hatte das herrliche Tier den Versuch gemacht, sich auf seinen Peiniger zu werfen, um immer durch einen wuchtigen Hieb zwischen die Augen, zurückgeschlagen zu werden.

Nie war es meinem Schwager so schwer geworden, ein Tier zu bändigen, und nie war sein Sinnen mehr darauf gerichtet, seinen Willen durchzusetzen als jetzt; was ihm vielleicht schließlich auch gelungen wäre, wenn mein Vater nicht eines Tages die Fortsetzung der Dressur untersagt hätte.

Der Tiger sollte seines störrischen Charakters wegen nicht zu Kunststücken abgerichtet werden, sondern als einfaches Schaustück, welches auch so eine große Anziehungskraft auf das Publikum ausüben werde, benutzt werden.

Somit war die Dressur denn ein für alle Mal aufgehoben, und der Tiger seinen Peiniger losgeworden. Er war jetzt in einen Einzelkäfig untergebracht worden, in welchem er jedesmal wie rasend herumsprang, wenn er seinen früheren Peiniger zufällig zu Gesicht bekam.

Ich bin sicher, daß der Tiger jetzt, nachdem er längere Zeit hindurch nicht maltraitiert worden war, wodurch seine Wildheit nicht gebrochen wurde, sich unbedingt durch nichts hindern lassend, auf meinen Schwager gestürzt hätte, wenn dieser seinen Käfig betreten hätte. Eine unbändige Feindseligkeit hatte der Tiger gegen diesen Menschen gefaßt. Aber ebenso hatte mein Schwager eine wahre Wut gegen das schöne Tier, welches das erste war, das sich nicht seinem Willen gefügt hatte, und wenn es eben anging, entzog er ihm das Futter, um es durch Hunger und Durst zu quälen. Ein Vorgehen, welches durchaus nicht geeignet war, den sonst so verständigen Mann sympathisch zu machen.

So hatte mein Schwager auch eines Tages den Tiger vierundzwanzig Stunden hungern lassen, und ging jetzt mit einem großen Stück Fleisch auf einer mächtigen zweizinkigen Gabel mehrere Male vor dessen Käfig auf und ab. Der Tiger stieß ein furchtbares Geheul aus, als er die heiß ersehnte Beute so dicht vor seinen Augen sah, ohne sie erlangen zu können, und sprang in dem Käfig hin und her, daß dieser erzitterte.

Nichts Gutes ahnend, eilte ich, angelockt durch das Brüllen des Tigers in die Menagerie, wohin mir meine Schwester, die Gattin des Mannes, der vor dem Käfig stehend, dessen Insassen immer mehr reizte, einen etwa drei Jahre alten Knaben an der Hand, folgte. Sie hatte, wie sie mir später erzählte, geglaubt, daß bereits ein Unglück geschehen sei, und

hatte, in ihrer Bestürzung gar nicht wissend, was sie thue, den Knaben mit sich gerissen, anstatt ihn vor allen Dingen in Sicherheit zu bringen.

Ich war auf meinen Schwager zugesprungen, und hatte ihm das Fleisch aus der Hand gerissen. Aber im selben Augenblicke hatte dieser, ärgerlich über meinen Eingriff, sich desselben wieder bemächtigt, und schwenkte es, dem Tiger dicht vor Augen haltend, hin und her.

Da geschah etwas Fürchterliches! Vor Gier ganz unsinnig geworden, hatte sich das mächtige Tier plötzlich gegen das Gitter geworfen und dieses gesprengt. — Ein Sprung des Tigers, ein einziger Schlag mit der furchtbaren Tatze, und der Mann, der das Unglück veranlaßt hatte, lag bewußtlos am Boden. Dies sehen und sich auf ihn stürzen, war von seiten des Tigers, das Werk eines Augenblickes.

Einen gellenden Schrei, den meine Schwester ausstieß, hörte ich; dann hatte ich eine eiserne Stange ergriffen und schlug blindlings auf den Tiger los.

Überrascht von diesem plötzlichen Angriff, ließ der Tiger von seinem Opfer, das noch immer bewußtlos auf der Erde lag und dem er bereits mehrere Hiebe mit der Tatze versetzt hatte, ab. Dann aber stieß er wieder ein fürchterliches Gebrüll aus und duckte sich zum Sprunge nieder, um sich auf mich zu stürzen.

Aber im selben Augenblicke hatte ich, die Gefahr erkennend, zu einem mächtigen Schlage ausgeholt und krachend schlug ich die schwere eiserne Stange auf den Schädel des Tigers.

Mit welcher Wucht der Schlag geführt worden war, bewies der Umstand, den ich allerdings erst später bemerkte, daß die eiserne Stange krumm gebogen war; und dennoch machte es meinen Feind nicht kampfunfähig. Nur betäubt hatte ich den Tiger; und wie von Schwindel befallen, hatte sich dieser, den Kopf schüttelnd, auf den Boden niedergekauert.

Diesen Moment benutzte ich, indem ich mich auf meinen

noch immer bewußtlos daliegenden Schwager warf, diesen bei den Schultern packte und fortschleifte.

Alle meine Kräfte strengte ich an, um den schweren Körper aus dem Raume hinaus in Sicherheit zu bringen.

Da sah ich plötzlich, wie der Tiger von seiner Betäubung erwacht, den mächtigen Kopf hob, die Nüstern aufblies, und die unheimlich blitzenden Augen nach einer Ecke des Ganges richtend, sich zum Sprung niederduckte.

Schnell richtete auch ich meine Blicke dorthin, und gewahrte mit Entsetzen, daß in der äußersten Ecke meine Schwester ohnmächtig zusammengebrochen war, und neben ihr ihr Knabe, harmlos mit einem Stückchen Papier spielend, saß.

Allmächtiger Gott! Wenn das Tier seinen Sprung ausführte, dann waren Mutter und Kind verloren. Und schnell mich aufrichtend, that ich einen verzweifelten Sprung und saß im nächsten Augenblick dem Tiger auf dem Rücken, der brüllend mit mir emporschoß.

Ich hatte meine Beine um den Leib des Tigers geschlungen, und einer augenblicklichen, instinktiven Eingebung folgend, mit meinen Händen den Unterkiefer desselben gefaßt, woran ich mich, mit dem Oberkörper auf dem Kopfe des Tigers liegend, mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft anklammerte.

Ich war ein guter Reiter, ich darf wohl sagen, ein ausgezeichnet guter Reiter, und bin es, trotz meines Armstumpfes auch heute noch. Aber trotz meiner Reitkunst konnte ich mich nicht auf die Dauer auf dem Rücken meines wie wahnsinnig sich gebärdenden Reittieres behaupten.

Ich wußte, daß keiner, weder ein Wärter, noch einer von meinen Verwandten in der Nähe waren; denn alle waren sie nach der Bahn geeilt, um einen für uns bestimmten Tiertransport in Empfang zu nehmen. Ich mußte also unterliegen; denn mit immer größerer Gewißheit wurde es mir klar, daß ich in diesem Kampfe der Schwächere war,

und daß es dann um uns alle, die wir uns in dem Raum befanden, geschehen sein mußte, trat mir mit unabweislicher Deutlichkeit vor das geistige Auge.

Da wurde hastig die Thür geöffnet, und gleich darauf sah ich meinen Vater im Gange, der früher, als er selbst vermutet hatte, zurückgekehrt war, und nun, wie überwältigt von dem schaurigen Anblick, wie erstarrt stehen blieb.

Aber nur einen Moment dauerte diese Situation. Dann sprang mein Vater, ein ungemein kräftiger Mann, herzu, ergriff ein am Boden liegendes Tau, und schlang es dem Tiger um den Hals.

Aber mit einem einzigen Ruck hatte das Tier seinen neuen Angreifer von sich geschüttelt, und raste jetzt wieder mit mir herum, dabei ein Gebrüll ausstoßend, daß von den übrigen, in ihren Käfigen wie toll herumspringenden Bestien in schauerlicher Weise erwidert wurde.

Die Ankunft meines Vaters hatte meinen Mut wieder angefacht, und mit aller mir noch zu Gebote stehenden Kraft klammerte ich mich an den Tiger.

Inzwischen hatte mein Vater ein in der Ecke stehendes Gewehr ergriffen, und indem er mir zurief: „Reiße ihm die Zunge aus dem Rachen!" ließ er den Kolben des Gewehrs auf den Kopf des Tigers niedersausen.

Wieder ließ dieser, von dem mächtigen Schlag erschüttert, ein fürchterliches Gebrüll ertönen. In demselben Augenblicke aber faßte ich mit der einen Hand in seinen Rachen und ergriff, dem Befehle meines Vaters gehorchend, die Zunge des Tigers, die ich mit Aufbietung aller meiner Kraft ihm aus dem Halse zu reißen versuchte.

Hierbei hatte ich jedoch meinen Sitz auf seinem Rücken verloren, und plötzlich fiel ich, wie von einer Feder geschnellt, zu Boden.

In demselben Augenblick stürzte sich der Tiger, aus dessen Rachen jetzt ein dicker Strahl Blut schoß, auf mich zu; ich

fühlte einen mächtigen Schmerz in meinem linken Arm, und ohnmächtig sank ich zusammen.

Als ich wieder erwachte, hatte sich die Scenerie um mich gewaltig verändert. Ich lag im Hospital im Bette, an dessen Kopfende eine barmherzige Schwester saß. Als ich meinen Kopf nach ihr wandte, um sie nach der Ursache der mir unbekannten Situation zu fragen, legte sie, mir mit lieblichem Lächeln Schweigen gebietend, ihren Finger auf den Mund. Ich gehorchte, und verfiel in einen wohlthuenden Schlaf, aus dem ich neu gestärkt nach längerer Zeit erwachte.

Jetzt wurde mir Auskunft. Ich gestehe Ihnen jedoch aufrichtig, daß es mir wie ein Riß durch das Herz ging, als ich erfuhr, wovon ich bis jetzt noch gar keine Ahnung hatte; nämlich daß man mir den Arm, den mir der Tiger in seinem Todeskampfe zerbissen hatte, hatte amputieren müssen.

Außer mir hat niemand der beteiligten Personen schlimme Folgen aus diesem Kampfe davon getragen. Nur vorteilhaft hat die Katastrophe auf den Urheber derselben, meinen Schwager, eingewirkt. Er hat sich, nachdem die ihm von dem Tiger beigebrachten, durchaus ungefährlichen Verletzungen geheilt waren, von der Tierdressur, die den ihm anvertrauten Tieren manche qualvolle Stunde bereitet hatte, abgewandt, und sich ganz der Kunstreiterei gewidmet.

Clown Alfred.

Seitdem es bei uns, den Mitgliedern des Cirkus K., bekannt geworden war, daß die schöne Schulreiterin Miß Florida zu uns kommen solle, herrschte große Aufregung. Sollten wir doch jetzt Gelegenheit haben, nicht allein die schöne Amazone, sondern auch deren ständigen Begleiter, den Clown Alfred, kennen zu lernen.

Mit diesem Clown und der Schulreiterin hatte es eine

eigene Bewandtnis. Wohin sie reiste, folgte ihr Alfred. Er hatte sie vor drei Jahren kennen gelernt, und seit der Zeit war es um den alternden Mann geschehen. Clown Alfred, der bis dahin nie für ein Weib geschwärmt hatte, verliebte sich mit einer wahrhaft rasenden Leidenschaft in das schöne Weib. Als er ihr jedoch seine Liebe gestand, wurde er höhnisch abgewiesen.

Man konnte sich allerdings kaum einen größeren Kontrast vorstellen. Sie in Jugend und Schönheit erstrahlend, er, ein Vierziger, von häßlichem Äußeren und ungelenken Manieren.

Wenn Florida jedoch geglaubt hatte, Alfred durch ihre Abweisung von sich fern zu halten, so hatte sie sich geirrt. Die Leidenschaft zu ihr war in diesem Manne mit so elementarer Gewalt emporgelodert, daß ihn nichts abhalten konnte, ihr zu folgen. Jedes Engagement, welches die Schulreiterin angenommen hatte, wußte er auszukundschaften, um sofort dem betreffenden Direktor seine Dienste anzubieten. Da Clown Alfred nun einer der besten seiner Art war, so konnte es ihm nicht schwer fallen, seine Wünsche in dieser Hinsicht befriedigt zu sehen; selbst dann noch, als Florida sich den Direktoren gegenüber sträubte, den Abschluß perfekt zu machen, wenn sie das Engagement mit Alfred nicht zurückwiesen. Dieser setzte alles daran, zugleich mit dem vergötterten Weibe auftreten zu können; und er, der es gewohnt war, Gagen von fast schwindelnder Höhe zu beziehen, stand keinen Augenblick an, die Bezahlung für seine Leistungen selbst auf ein Minimum zu reduzieren. Nur in ihrer Nähe wollte er sein, sie täglich sehen, und wenn eben möglich, einen Blick von ihr erhaschen. Daß sie jemals das Wort an ihn richten würde, das wagte er gar nicht zu hoffen. Ein solches Glück konnte er sich gar nicht ausmalen. Er war ja schon zufrieden, wenn er Florida während der Proben sehen konnte. Demütig wie ein Hund stand er da, wenn es ihm geglückt war, ihr einen Dienst zu erweisen, ohne daß sie es für nötig hielt, auch nur durch ein Neigen des Kopfes ihren Dank

auszudrücken. Für sie existierte dieser Mann, der keinen Augenblick gezögert hätte, sein Leben für sie hinzugeben, einfach nicht.

Diese Hingebung hätte jede andere wohl veranlaßt, dann und wann ein freundliches Wort an Alfred zu richten, ihn durch ein Lächeln zu beglücken. Jedoch Florida war kalt wie Marmor, grausam, wie nur ein Weib gegen ihren Anbeter sein konnte.

Das Publikum merkte nichts von alledem. Regelmäßig, wenn die Schulreiterin in die Manege einritt, erschien auch Clown Alfred auf dem Sande, um mit blutendem Herzen seine Allotria zu treiben. Nur die Eingeweihten, wir Artisten wußten von diesem Verhältnis, und es war daher kein Wunder, daß alle gespannt der Ankunft des sonderbaren Paares entgegen sahen.

Endlich kam der Tag, am dem Florida zum erstenmal in unserem Cirkus proben sollte. Schon lange bevor die Probe angesetzt war, waren die Mitglieder des Cirkus vollzählig erschienen. Keiner fehlte!

Endlich, nachdem die bereits längere Zeit engagierten Künstler mit ihren Übungen zu Ende waren, bestieg Florida ihr Pferd. Doch bevor sie in die Manege einritt, eilte Alfred, nachdem er einen schnellen, prüfenden Blick auf ihr Pferd geworfen hatte, um zu sehen, daß auch ja alles in Ordnung sei, herzu, um, mit einer Harke bewaffnet, den Sand zu ordnen. Dann überzeugte er sich, daß auch nicht ein Strohhalm, nicht ein Stück Papier auf der Erde lag, worüber das Pferd vielleicht hätte straucheln können.

Die Leistungen unserer neuen Kollegin waren gut. Sie arbeitete sicher und elegant. Es war auf den ersten Blick ersichtlich, daß sie eine Zugkraft werden mußte. Als jedoch Alfred seine Übungen vornahm, da sah man erst, welcher dieser beiden Antipoden die größere Anziehungskraft auf das Publikum ausüben mußte. Denn derartige Leistungen, wie sie dieser Clown bot, waren fast unglaublich. Clown Alfred

entpuppte sich als ein Parterregymnastiker allerersten Ranges. Seine Arbeit war verblüffend! Und diese Leistungen, die für jeden Cirkus unschätzbar waren, stellte dieser Mann für ein Spottgeld den Direktoren zur Verfügung, nur damit er zu gleicher Zeit mit Florida in der Manege erscheinen konnte. Ja, er wäre fähig gewesen, umsonst aufzutreten, zu entbehren, zu hungern, wenn man an die Erlaubnis, in der Nähe des geliebten Weibes während des Auftretens verweilen zu dürfen, diese Bedingung geknüpft hätte.

Der erste Abend des Auftretens Miß Floridas und des Clown Alfred war herangekommen, und während die Reiterin ihr Pferd alle Gangarten der hohen Schule durchlaufen ließ, machte Clown Alfred als dummer August seine Kapriolen. Das Publikum merkte ja nicht, daß die ungeschickten Bemühungen, überall behilflich zu sein, und jedesmal zu spät zu kommen, nichts weiter als Maske waren, unter der er seine grenzenlose Besorgnis für Florida verbarg. Das Publikum wußte auch nicht, daß, wenn er, nachdem die Schulreiterin aus der Manege geritten war, scheinbar scherzhaft wie rasend Beifall klatschte, er am liebsten gesehen hätte, daß die Künstlerin nicht wieder herausgerufen wurde; denn dann begann der gefährliche Teil der Vorführung. Das Springpferd, welches die Schulreiterin dann ritt, war tückisch und schwer zu regieren, und ein Unglück immerhin nicht so sehr ausgeschlossen, wie bei dem ersten Pferde: Grund genug, um Alfred in eine grenzenlose Aufregung zu versetzen. Doch wenn auch diese Produktion zu Ende war, dann kam es wie Erlösung über den dummen August, der dann in der Manege herumtollte und Leistungen bot, die unbedingt zu den besten Glanznummern des Abends gezählt werden mußten.

Drei Monate waren so verflossen; Abend für Abend traten der Clown Alfred und Miß Florida auf, und scheinbar schien gar keine Veränderung vorgegangen zu sein. Da verbreitete sich unter den Kollegen und Kolleginnen das Gerücht, daß Miß Florida den Bewerbungen eines reichen Kauf-

mannssohnes Gehör geschenkt habe und sich mit ihm verloben wolle.

Wir schenkten diesem Gerüchte zuerst wenig Glauben, denn wir waren es gewohnt, daß derartige Gerüchte häufig entstanden, um schließlich als arge Hirngespinste in sich selbst zusammenzufallen. Aber schließlich mußten wir doch einsehen, daß es dieses Mal ernst war, denn die Erkundigungen, die wir einholten, ließen keine Zweifel an dem Faktum mehr aufkommen. Doch eigentümlich, während bei derartigen Fällen der Neid der Kolleginnen sonst immer mehr oder weniger offen zu Tage trat, geschah das hier fast gar nicht. Denn bei allen Mitgliedern der Truppe, männlichen wie weiblichen, verdrängte das Interesse dafür, wie Alfred diese Neuigkeit aufnehmen werde, jedes andere Gefühl. Wir hatten alle ein tiefes, ehrliches Mitgefühl für den armen Teufel.

Längere Zeit wußten wir die Verlobung Floridas vor Alfred geheim zu halten, bis dieser es schließlich dennoch erfuhr. Die Wirkung war unbeschreiblich. Wie von Furien gepeitscht, war er davon gestürzt nach dem Hotel, wo seine Flamme wohnte. Dort hatte er sich ihr zu Füßen geworfen und gebeten und gefleht, daß sie zurücktreten möge. Er wollte ja alles, alles thun, was sie verlangte. Er wollte ja gar nichts für sich; keine Änderung in ihrem Betragen gegen ihn, keinen Dank für alle seine Bemühungen um sie, keine Beachtung seiner Person. Ebenso wie sie sich gegen ihn bisher betragen, sollte sie es weiter thun; nur nicht einem Anderen angehören. Ein kaltes, höhnisches Lachen und ein Achselzucken war alles, was der treue Mensch zur Antwort erhielt. Da schrie er auf, und seiner Sinne nicht mehr mächtig, drohte er etwas Fürchterliches zu begehen.

Miß Florida blieb kalt bei diesen Drohungen.

Die Abschiedsvorstellung der Schulreiterin war herangekommen. Im Publikum war es bekannt geworden, daß diese Vorstellung überhaupt ihre letzte sein werde, da sie nach wenigen Wochen bereits ihrem Verlobten in die Ehe folgen

„Dann besuchen Sie auch wohl den Herrn, der sich gleich mit seinen Löwen produzieren wird, sehr häufig?"

„Gewiß; ich wüßte nicht, was mich abhalten sollte, einen Gentleman, für den ich mich interessiere, zu besuchen."

„Auch wenn er sich im Zwinger unter seinen Zöglingen befindet?"

Der Vicomte de Carnafé sah sein Gegenüber verwundert an. Was sollte diese Frage bedeuten? Bezweifelte er seinen Mut und beabsichtigte er etwa ihn in den Augen der Komtesse herabzusetzen? Ah, darüber wollte er sich sofort Gewißheit verschaffen.

„Sie scheinen mit Ihrer letzten Frage eine Absicht zu verfolgen, die mir bis jetzt unbekannt ist. Darf ich vielleicht um gütige Aufklärung bitten."

„Gewiß. Ich habe mit meiner Frage beabsichtigt, zu erfahren, ob Sie, da Sie ja so großes Interesse für die Löwen zeigen, auch Mut genug haben, dem Herrn dieser Tiere, wenn er sich unter ihnen befindet, die Hand zu drücken."

„Wenn Sie etwa meinen Mut bezweifeln, so werde ich Ihnen mit der Waffe in der Hand —"

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche. Ich bin von der Gewandtheit, mit der Sie die Waffe zu führen wissen, vollkommen überzeugt und brenne sogar vor Begierde, mich mit Ihnen in dieser Kunst messen zu dürfen. Aber das ist es nicht allein, was mich interessiert. Ich meine, haben Sie persönlichen Mut genug, um, wie ich mir Sie zu fragen bereits einmal erlaubt habe, Monsieur Rubard inmitten seiner Löwen einen Besuch abzustatten."

Der Vicomte de Carnafé sah den Herausforderer ungläubig an. Erlaubte er sich nur einen Scherz, oder war es wirklich Ernst? — Da gewahrte er, wie ein spöttisches Lächeln über das schöne Gesicht der Komtesse glitt. Also sie lächelte über ihn, sie hielt ihn am Ende gar für feige; und sich an seine schöne Nachbarin wendend, begann er wie folgt: „Aus dem Lächeln, welches soeben Ihren Mund um-

spielte, ersehe ich, meine Gnädige, daß Sie den Zweifel des Monsieur Vicomte de Cremieux, meinen Mut betreffend, teilen. Ich möchte nun unter keiner Bedingung von Ihnen für feige gehalten werden und werde daher, wie Sie es zu wünschen scheinen, meinem Freunde, Monsieur Rubard, sobald er mit seinen Löwen in der Arena erscheinen wird, einen guten Abend wünschen.

„Ich hoffe," wandte er sich an seinen Nebenbuhler, „daß ich noch Gelegenheit finden werde, ein endgültiges Urteil über unsere Kunst, die Waffen zu führen, feststellen zu lassen."

Mit diesen Worten erhob er sich von seinem Sitz und verließ den Zuschauerraum.

* * *

Die große Pause war zu Ende und der feine Ton einer Glocke gab das Zeichen der Löwenproduktion. Gleich darauf wurde die eiserne Gitterthür geöffnet und in einem eleganten Salonanzuge erschien, mit lautem Händeklatschen begrüßt, Monsieur Rubard. Er verneigte sich mit vollendeter Eleganz vor dem Publikum und gab dann das Zeichen zum Beginn der Vorstellung. Rauschende Musik erscholl und gleich darauf sprangen vier Löwen in die Arena, die laut brüllend, ihren Herrn begrüßten. Ihnen folgten weitere vier Löwen, denen sich gleich darauf noch einmal vier Löwen zugesellten. Zwölf herrliche Tiere befanden sich jetzt in dem Raum, die gewärtig des Winkes nur eines Menschen, ruhelos auf und ab liefen. Monsieur Rubard ließ die Tiere einige Augenblicke nach ihrem Belieben in der Arena sich bewegen; dann schnalzte er mit der Zunge und sofort bildeten die Tiere auf ihn zueilend, eine prächtige Gruppe. Lautlos standen die Löwen um ihren Herrn; — da, was war das? Die Gitterthür zu der Arena wurde geöffnet und herein trat der Vicomte de Carnafé, der, ohne sich um das Staunen der Zuschauer zu kümmern, mitten unter die Löwen trat und dem verwunderten Rubard die Hand reichte.

„Sie staunen über mein Kommen, lieber Monsieur Rubard. Der Grund meines Eindringens ist, Ihre Vorführungen besser beobachten zu können; vom Zuschauerraum aus behindern die Eisenstäbe den Überblick.“ Monsieur Rubard verbeugte sich nach diesen an ihn gerichteten Worten, und setzte seine Produktionen ruhig fort.

Auf seinen Zuruf löste sich die Löwengruppe und je drei der Tiere begaben sich in eine Ecke des Raumes, von wo sie auf ein Kommando ihres Herrn wieder zu diesem zurückeilen sollten. Aber als das Kommando erscholl, kamen nur elf der Tiere, der zwölfte und zwar der neue Löwe blieb auf seinem Platz, wo er sich niederduckte und mit dem Schweife die Erde peitschend, starren Auges auf den Vicomte sah.

Der Bändiger erkannte das Gefahrvolle der Situation sofort und dem Vicomte zurufend, sich zu entfernen, ging er auf den Löwen zu, um ihn von seinem Vorhaben, sich auf den Vicomte zu stürzen, abzubringen. Doch umsonst; mit einem mächtigen Satze sprang er über seinen Herrn fort und hatte im nächsten Augenblick sein Opfer erfaßt, das er zu Boden warf, seine Tatze auf dessen Brust setzte, und dann ein furchtbares Gebrüll ausstieß. Wild rollten seine Augen und indem er dem herbeieilenden Rubard sein mächtiges Gebiß zeigte, schlug er zugleich mit seiner Tatze nach diesem. Er wollte sich offenbar seine Beute nicht entreißen lassen.

Eine entsetzliche Panik hatte sich dem Zuschauerraum mitgeteilt; denn jeden Augenblick fürchtete man den entsetzlichen Anblick zu erhalten, daß der Löwe den wehrlos auf dem Boden liegenden Menschen zerfleischen würde.

Da, im kritischsten Moment geschah etwas Unerwartetes. Ein Gebrüll, entsetzlich, ohrzerreißend, erscholl, dann sah man, wie einer der übrigen elf Löwen, es war Romeo, sich mit einem riesigen Satze aus der Gruppe löste und im nächsten Augenblick den Löwen, der sich auf den Vicomte gestürzt hatte, mit seinem Gebiß gepackt hatte. Ein mörderisches

Ringen folgte nun, welche Gelegenheit Rubard benutzte, den besinnungslosen Vicomte aus der Arena zu tragen. Während dessen hatte Romeo, dieses herrliche, riesenstarke Tier, seinen Gegner zu Boden geworfen und schlug mit den mächtigen Pranken auf ihn ein. Dann grub er blitzschnell seine Zähne in dessen Genick; es knackte und knirschte, und mit durchbissenem Genick hauchte der unterliegende Löwe sein Leben aus.

* *
*

Das furchtbar erregte Publikum hatte das Hippodrom verlassen. Nur eine Dame und ein Herr waren in ihrer Loge zurückgeblieben. Es waren die Komtesse Juliette de Barraz und der Vicomte de Cremieux. Die Komtesse war von einer Ohnmacht befallen und der Vicomte bemühte sich, sie wieder ins Leben zu rufen. Endlich schlug sie die Augen auf und ihre erste Frage war nach dem Vicomte de Carnafé.

„Ich werde ihn bitten, zu Ihnen zu kommen," war die Antwort und schnell eilte der Mann, der diese entsetzliche Scene veranlaßt hatte, nach dem Raum, wohin man seinen Gegner geschafft hatte. Dieser lag, aus mehreren Wunden blutend, auf einem Diwan, als man ihm den Vicomte de Cremieux meldete, der sich im Auftrage einer Dame und in seinem Namen nach dem Befinden des Verwundeten zu erkundigen kam.

Carnafé bat, den Herrn eintreten zu lassen. Gleich darauf stand dieser mit bleichem Gesicht vor ihm.

„Sie kommen," begann er, „sich nach meinem Befinden zu erkundigen; ich kann der Dame, die Sie schickt und Ihnen versichern, daß es mir verhältnismäßig gut geht. Mein Herr, ich habe heute eine große Lehre erhalten. Grüßen Sie, bitte, die Komtesse von mir und gestatten Sie mir, Ihnen meine Gratulation über Ihren heutigen Sieg, um den ich Sie wahrlich nicht beneide, darzubringen.

* *
*

Der Vicomte de Cremieux und die Komtesse Juliette de Barraz sind heute ein Paar. Die Fama erzählt, daß sie nicht glücklich sind.

Ein Kampf in den Lüften.

Seit vierzehn Tagen befand ich mich in Petersburg, wo ich, im Verein mit dem Gatten meiner Cousine, mich als Gymnastiker an dem, an einem aufsteigenden Luftballon hängenden Trapez produzierte.

Mein Engagement, welches ich bis dahin in Paris inne gehabt, hatte ich aufgegeben, weil mich ein Brief meiner Cousine so sehr um sie besorgt gemacht hatte, daß ich beschloß, zu ihr zu eilen, um für längere Zeit in ihrer Nähe sein zu können.

Meine Cousine war als elternloses Kind in meinem Vaterhause erzogen worden, und eine innige Geschwisterliebe hatte sie und mich stets verbunden; wir wurden zusammen groß, wir erlernten zusammen das schwierige Metier der Akrobaten und wir waren, so lange meine Eltern, die einen eigenen Cirkus besaßen, lebten, bei diesen zusammen thätig. Dann als der schnell aufeinander folgende Tod meiner Eltern eintrat, blieben wir noch einige Zeit bei einander, um nach einigen Wochen jeder für sich die Laufbahn unseres Berufes einzuschlagen; das heißt von einem Cirkus zum anderen die verschiedensten Orte zu besuchen. Ein lebhafter Briefwechsel hielt uns über unsere gegenseitigen Schicksale auf dem Laufenden; und so erfuhr ich denn eines Tages, daß sich meine Cousine mit einem Kollegen verlobt hatte und bald zu heiraten gedachte.

Ich hatte von dem Verlobten meiner Cousine bis dahin nur in seiner Eigenschaft als Künstler vernommen; während mir sein Charakter, da es ja gar kein Interesse für mich hatte, gänzlich unbekannt war.

Jetzt befleißigte ich mich natürlich, hierüber genaue Auskunft zu erhalten; doch leider war das, was ich über ihn erfuhr, so nachteilig, daß ich meine Cousine ernstlich vor diesem Menschen warnen mußte.

Er sollte ein roher, jähzorniger, gewaltthätiger Mensch sein. Leider nützten meine Warnungen jedoch nicht im geringsten, und ein halbes Jahr später war die Ehe vollzogen.

Auch jetzt blieb ich mit meiner Cousine in lebhaftem Briefwechsel, aus dem mit der Zeit hervorging, daß meine Befürchtungen leider nur zu sehr eingetroffen waren, und meine Cousine nicht nur das erhoffte Glück nicht gefunden, sondern sogar in Verhältnisse hineingeraten war, die geradezu besorgniserregend waren: ihr Gatte verspielte das, was er und sein Weib verdienten, und um allem die Krone aufzusetzen, hatte er sich gar dem Trunke ergeben. Das alles erfuhr ich durch Kollegen, die bald hier, bald dort in der Welt Engagement hatten, und auf diese Weise mit dem Ehepaar zusammengekommen waren.

Von meiner Cousine erhielt ich trotz meiner Bitte um ausführliche Berichte, nur ganz kurze Mitteilungen. Aber so wenig diese Berichte enthielten, so sehr verstand ich es, zwischen den Zeilen zu lesen: meine liebe gute Lucie war unglücklich. Das stand fest bei mir, und einem plötzlichen Entschlusse Folge gebend, löste ich eines Tages mein Engagement, setzte mich auf die Eisenbahn und fuhr von Paris nach Petersburg.

Es war ein schöner, herzlicher Empfang, den mir Lucie bereitete: das arme Weib warf sich, laut aufschluchzend, mir an die Brust, und aus jeder ihrer Bewegungen konnte ich sehen, wie froh, wie herzlich froh sie über mein Kommen war. Aber nicht eine Klage kam über ihre Lippen; doch — das wäre auch überflüssig gewesen. Ich sah genug!

Um so lange wie möglich in der Nähe meiner Cousine sein zu können, schlug ich deren Gatten vor, mit ihm zusammen zu arbeiten, und da dieser gerade einen Nebenmann

suchte, der es mit ihm unternehmen wollte, an einem unter einem Ballon hängenden Doppeltrapez zu arbeiten, so waren wir bald einig.

Vierzehn Tage lang vor der Vorstellung übten wir uns ein; da wir beide gewandte tüchtige Akrobaten waren, so waren wir bald genug zusammen eingearbeitet.

Inzwischen verkehrte ich mit Lucie in meiner alten, zutraulichen Weise, welche sie ebenso erwiderte. Wir gaben uns ganz der Freude, nach so langer Zeit der Trennung wieder beisammen sein zu dürfen, hin, und achteten hierbei gar nicht darauf, wie Richard, so hieß der Gatte meiner Cousine, uns mit argwöhnischen Blicken verfolgte. Mir sollte erst später auf eine entsetzliche Weise klar werden, wie tief sich die Eifersucht in diesen tückischen Mann hineingewühlt hatte.

Der Tag unserer ersten Vorstellung war herangekommen. Eine zahllose Menschenmenge hatte in dem großen Gartenetablissement, in welchem der Aufstieg vor sich gehen sollte, Platz genommen, und mit großem Interesse wurden die Vorbereitungen zu unseren Produktionen verfolgt. Endlich war der Ballon gefüllt, wir begaben uns, mit beifälligem Klatschen von der Menge begrüßt, in die Mitte des Rundells, in welchem der Ballon, an Stricken von mehreren Leuten gehalten, schwebte, ergriffen das Trapez und begannen zu arbeiten. Da erscholl von seiten Richards das Kommando: Los! und majestätisch stieg das Luftschiff in die Höhe.

Während die Zuschauermenge unter uns klatschte und Beifall zurief, stiegen wir an dem Trapez, unsere Evolutionen ausführend, höher und immer höher, bis wir endlich den Augen des Publikums soweit entschwunden waren, daß es unsere Leistungen nicht mehr beobachten konnte. Dieses veranlaßte uns, unsere Produktionen einzustellen und indem wir es uns auf dem Trapez so bequem wie möglich machten, stiegen wir mit dem Ballon immer höher in die klare, durchsichtige Luft hinaus.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, mit einem Luftballon aufzusteigen. Das sanfte, durch keine Erschütterung beeinträchtigte Aufwärtsstreben bringt zuerst die Täuschung hervor, daß man sich nicht von der Erde entferne, sondern daß diese unter einem versinke. Dann, wenn man zu dem Bewußtsein kommt, daß man dennoch den Wolken zustrebt, kommt eine eigentümliche Stimmung auf. Der Lärm, welcher unten auf der Erde herrscht, hat einem eigentümlichen Geräusch Platz gemacht. Das Donnern und Poltern hat aufgehört, und jetzt, nachdem die Spitzen selbst der höchsten Türme unter einem verschwunden sind, klingt es nur wie ein leises, zartes Flüstern von der Mutter Erde herauf, deren Söhne hoch über ihr im blauen Äther schweben.

Ich hatte mich meinen Gedanken hingegeben und ganz vergessen, daß Richard, nur durch ein in der Mitte des Trapez angebrachtes Tau getrennt, neben mir saß, als dieser, mich aus meinen Träumen reißend, plötzlich ein Gespräch mit mir begann.

„Du bist ja ganz in Gedanken versunken; du denkst wohl an sie?"

„An sie?"

„Ja, an sie!"

„Ich verstehe dich nicht."

„Aber ich dich um so besser. Glaubst du, ich habe nicht bemerkt, wie du Lucie, meinem Weib nachstellst? Und wie sehr du vom Glück bei dieser Treulosen begünstigt bist?"

„Ist das dein Ernst?"

„Ja, es ist mein Ernst, blutiger, wahrer Ernst!"

„Du bist wahnsinnig!"

„Nicht im geringsten. Aber entschlossen mich an euch zu rächen. Was wohl deine Lucie sagen wird, wenn sie erfährt, daß du gerade oberhalb des Stromes abgestürzt und ertrunken bist."

Ich schrak zusammen. Was hatte dieser Mensch vor? Wollte er ein Verbrechen an mir verüben?

Ich hatte diesen Gedanken kaum ausgedacht, als er auch schon auf dem Trapez stand und mit einem scharfen Messer, welches er bis dahin verborgen hatte, das Tau an meiner Seite durchschnitt, so daß sich die Seite der Griffstange, auf welcher ich saß, mit einem Ruck senkte.

Mit einem Schlag war mir das Gefährliche meiner Lage klar: Richard wollte mich von dem Trapez stürzen. Aber ebenso schnell hatte ich mich gefaßt und mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft, klammerte ich mich an das Mitteltau des Trapez, und schnell schwang ich mich in die Höhe, so daß ich mich meinem Feinde gegenüber befand. Vor allen Dingen hieß es, diesem das Messer zu entreißen. Denn wenn ich auch nicht fürchtete, daß er mir damit zu Leibe gehen wollte, schon deswegen nicht, weil, wenn man meinen Leichnam gefunden hätte, die Wunden an diesem ihn verraten hätten, so konnte ich dennoch nicht wissen, ob er nicht am Ende, wenn sich der Sieg vielleicht auf meine Seite geneigt hätte, in seinem grenzenlosen Haß mir damit den Garaus gemacht hätte. Zudem, ich gestehe es aufrichtig, befand ich mich in einer so entsetzlichen Lage, daß es mir wohl kein Mensch verdenken wird, wenn ich mit aller Kraft danach strebte, in den Besitz dieser Waffe zu gelangen; schon deswegen, um mir damit meinen fürchterlichen Gegner vom Leibe zu halten.

Es begann daher jetzt ein fürchterliches Ringen um das Messer, welches mein Gegner in der hoch erhobenen rechten Hand hielt, und mir jedesmal, wenn ich danach griff, mit dem Stiel desselben einen Schlag versetzte. Ich war allerdings kräftiger und auch gewandter als mein Gegner; aber wenn es diesem gelingen sollte, mich damit auf den Kopf zu schlagen und mich zu betäuben, dann wäre ich verloren. Ich hätte unbedingt in die Tiefe stürzen müssen. Zweimal hatte er bereits nach meinem Kopf geschlagen und jedesmal war es mir gelungen, den Schlag zu parieren. Da endlich ge-

lang es mir, sein rechtes Handgelenk zu ergreifen. Ich preßte und drückte mit aller Kraft, um meinen Feind zu veranlassen, das Messer fallen zu lassen; aber vergebens. Plötzlich packte ich meinen Feind, ehe er sich dessen versehen konnte, an die Kehle. Ich stand jetzt auf der Stange des Trapez ohne anderen Halt als an meinem Gegner. Aber das war genügend. So lange er sich festhielt, war auch ich in Sicherheit, da ich mich ja an ihn angeklammert hatte; und ich hielt fest. Immer fester und fester preßte ich meine Finger um seinen Hals; ein Röcheln drang daraus hervor, das immer schwächer wurde, und plötzlich sank er bewußtlos in sich zusammen.

Ich war gerettet. Mit einem schnellen Griff, ehe es in die Tiefe fallen konnte, entriß ich ihm das Messer, zerrte ihn mit fast übermenschlicher Anstrengung an mich heran, so daß ich ihn um den Leib fassen konnte, rutschte dann so weit an die Seite, auf welcher ich gesessen hatte, und ergriff mit meinen Füßen das herunterhängende Seitentau. Dann schnitt ich dieses schnell ab, zog es zu mir hinauf und band meinen Feind damit fest, so daß er nicht abstürzen konnte. Dann öffnete ich die Ventilklappe des Ballons, und mit einem aus tiefster Brust kommenden Seufzer der Erleichterung, ließ ich das Gas ausströmen. — — Als wir endlich wieder auf der Erde angelangt waren, war mein erster Weg zum Polizeikommissar des kleinen Ortes, dem ich in fliegender Hast erzählte, was mir passiert. Dann überließ ich dem kopfschüttelnden Herrn meinen Gefangenen, und eilte nach Petersburg.

Eine unbeschreibliche Aufregung entstand, als mein Abenteuer bekannt wurde, und von allen Seiten stürmte man auf Lucie ein, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen.

Sie hatte dieses nicht nötig. Nach wenigen Tagen war Richard aus dem Gefängnisse ausgebrochen und auf Nimmerwiedersehen entflohen. Nach zwei Jahren erhielten wir die Mitteilung, das Richard in Amerika von einem Cow

Boy, mit dem er in einen Streit geraten, erschlagen worden war.

Lucie war erlöst! Sie ist heute die Gattin eines wohlhabenden Cirkusbesitzers, der sie auf Händen trägt, während ich, von einem Cirkus in den andern ziehend, ein echtes Vagantenleben führe.

Vom Schornsteinfeger zum Cirkusdirektor.

Meine Eltern waren arm und hatten ihre liebe Not, uns sechs Kinder durchzubringen. Gar häufig war Schmalhans Küchenmeister, und schon früh befolgten wir Kinder die Regeln der Kneippschen Kur, indem wir barfuß liefen. Wenn es hoch kam, hatten wir Holzpantoffeln. Dabei gediehen wir an Leib und Seele vortrefflich. Besonders ich, der jüngste, besaß eine Lebenskraft, die für zwei Muttersöhnchen ausgereicht hätte. Ich trug meine Armut mit einem nie versagenden Humor, und, wenn ich ehrlich sein will, muß ich gestehen, daß sie mir eigentlich gar nicht zum Bewußtsein kam.

Als ich sechs Jahre alt war, wurde mir die Frage vorgelegt, ob ich in die Schule gehen, oder Schornsteinfeger werden wolle.

Da ich von meinen Geschwistern gar oft gehört hatte, daß der Schulbesuch Lasten auferlege und die dummen Streiche sehr oft hart vom Lehrer geahndet werden, so entschloß ich mich, da ich schon in frühester Jugend wenig oder gar keine Vorurteile besaß, mich zum schwarzen Manne auszubilden.

Mein Lehrmeister war ein gutmütiger Mann, der infolge seiner Korpulenz in seinem Beruf nicht mehr thätig sein konnte. Er behandelte mich sehr gut und freute sich im stillen über die ausgelassenen Streiche, die ich ausführte.

Meiner Ansicht nach, sind alle Schornsteinfeger überhaupt zu losen Streichen aufgelegt. Das kommt auch wohl daher,

weil sie infolge ihrer hochstrebenden Beschäftigung einen Freiheitsdrang besitzen, der sie leicht über die Schnur hauen läßt, und dann, weil sie eigentlich im wahrsten Sinne des Wortes unnahbar sind; denn hier könnte man das Sprichtwort variieren und sagen „Wer Ruß anfäßt, besudelt sich". Ein Schornsteinfeger ist das personifizierte „noli me tangere", und das giebt ihm ein riesiges Selbstbewußtsein. Überall drängt er sich durch; denn überall macht man ihm Platz, und selbst der Schutzmann hat eine gewisse Scheu vor ihm und hütet sich, Hand an ihn zu legen.

Alles dieses hatte ich während meiner Schornsteinfegerlaufbahn Gelegenheit genug zu beobachten. Die tollsten Streiche waren mir noch nicht toll genug, denn Furcht kannte ich nicht. Kein Schornstein war zu eng für mich und kein Dach steil genug; ich hätte es immer noch steiler gebrauchen können.

Mit der Nachbarschaft stand ich auf fortwährendem Kriegsfuß, denn allen spielte ich fortwährend schlimme Streiche.

Was mich jedoch betrübte, war, daß sich die Feindschaft, die sich zwischen den Nachbarn und mir ausgebildet hatte, nicht allein auf deren Hunde, sondern sogar auf alle Hunde, die mich, wenn ich in meiner Uniform über die Straße ging, zu Gesicht bekamen, erstreckte. Alle Köter, ob groß oder klein, bellten mich an, und gar oft war ich gezwungen, wenn auch widerstrebend, mich ihrer zu erwehren, indem ich mit meinem Besen auf sie einschlug. Ich war ein großer Tierfreund und hätte am liebsten mit allen Hunden der Stadt Freundschaft geschlossen. Da dieses aber, trotz mehrfacher Versuche nicht gelang, so schloß ich mich um so fester an den großen Hofhund unseres nächsten Nachbarn an. Dieses Tier gewöhnte ich an mich, indem ich ihm in hehrer Gestalt, d. h. vom Kopf bis Fuß gewaschen und in meinem Anzug, wie ihn andere Menschenkinder auch tragen, zeigte, so daß ich selbst, wenn ich mich in meiner Uniform zeigte, mit freundlichem Schweifwedeln von ihm begrüßt wurde.

Dieses trauliche Verhältnis sollte jedoch durch die Niedertracht eines bösen Menschen jämmerlich zerstört werden.

Der Besitzer dieses meines Leibhundes hatte, weil ich ihm verschiedene dumme Streiche gespielt hatte, einen geheimen Groll gegen mich, und als ich ihm eines Tages drei Fensterscheiben eingeworfen hatte, hetzte er, aller menschlichen Regung bar, meinen treuesten Freund auf mich.

Ich gestehe, freundlicher Leser, daß die verschiedensten Gefühle mich nach diesem Vorfall durchtobten. Das intensivste Gefühl war ein physischer Schmerz, denn meine gebissene Wade that ganz gehörig weh; dann war es der Schmerz über den Verrat, den man an dieser Hundefreundschaft geübt hatte, und drittens war es das Verlangen nach Rache, nach fürchterlicher Rache.

Wutschnaubend sah ich mich um und am liebsten hätte ich sämtliche Scheiben der feindlichen Burg demoliert. Da der Schadenersatz, den mein Prinzipal aber dann hätte leisten müssen, mir wahrscheinlich mit Zinsen auf meinem Buckel zurückgezahlt worden wäre, so schob ich meine Rache auf, um mich später in dieser Beziehung schadlos zu halten.

Das Glück war mir hold. Es war an einem schönen Sommernachmittag; die Sonne schien mit unparteiischem Lächeln auf alle Menschen, gleichviel, ob sie ein schwarzes Geschäft oder eine schwarze Seele hatten, und der Goldregen hing den Leuten förmlich auf die Köpfe.

Auf der Wiese, dicht neben unserem Hause, weideten die Arbeitspferde meines Todfeindes, und unter ihnen befand sich ein neuangekauftes, ein Schimmel.

Wie dem Stier die rote Farbe verhaßt ist, so war mir alles Weiße ein Greuel, und dieser Schimmel war weiß; zudem gehörte er meinem Feinde; also Grund genug für mich, etwas zu unternehmen.

Ich überlegte; erst wollte ich das Tier mit Teer bestreichen, dann wollte ich ihm Schweif und Mähne abschneiden, und drittens wollte ich ihm einen brennenden Schwamm in

die Nüstern stecken. Aber mein besseres Ich hielt mich doch von diesen Streichen ab, und da ich nichts besseres fand, so schwang ich mich in der Hoffnung, daß mir noch etwas einfallen werde, auf den Rücken des Tieres. Da kam ich aber schlecht an. Das Pferd war ein Durchgänger und kaum fühlte es meinen Körper, als es auch schon in weiten Sätzen mit mir das Weite suchte.

Das war etwas für mich! Ein solch tolles Jagen paßte mir. Über Hecken und Gräben ging es dahin in sausendem Galopp; auch keinen Augenblick fiel es mir ein, daß ich hätte abfallen können. Ich saß fest wie eine Klette und nicht im geringsten wich ich von meinem Sitz. Immer weiter und weiter raste das Tier, bis es plötzlich an dem jäh abfallenden Uferrand der hier sehr breiten Elbe angelangt war und mit einem mächtigen Satz in den Fluß sprang, worauf in dem nächsten Augenblick die Wellen über uns zusammenschlugen. Mir war auch dieses recht. Der Gaul, so dachte ich, würde schon wieder ans Land schwimmen, und daß ich ihn nicht losließ, stand bombenfest.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Nach etwa zehn Minuten strebte mein Schimmel wieder dem Lande zu und wohlbehalten erreichten wir das Ufer. Aber mit dem Pferde war eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Vor ganz kurzem von unersättlichem Freiheitszwang beseelt, stand es jetzt, von der riesigen Anstrengung total erschöpft, zitternd da. Und wie sah es aus! Es war kein Schimmel mehr, sondern ein Schecke, denn der in meinen Kleidern sitzende Ruß hatte sich infolge unseres Bades aufgelöst und sich über das weiße Fell des Tieres erstreckt. Es war ein weiß-grau-schwarzes Monstrum, auf dem ich saß; ich ein Ritter von der traurigsten Gestalt.

Aber nur die Gestalt sah traurig aus. In meinem Innern triumphierte es. Der Schimmel war besiegt, besiegt von mir, und da ich gehört hatte, daß man gern durchgehende Pferde dadurch kuriert, daß man sie ausrasen und dann bis

zur Erschöpfung laufen läßt, so beschloß ich hiernach zu handeln. Ich brach eine dünne Rute aus einem Weidengebüsch, legte diese dem Tiere als Zügel in das Maul, bewaffnete mich selbst mit einer zweiten Rute und dann peitschte ich auf das Pferd ein, das nun wieder in großen Sätzen mit mir dahinjagte. Gar bald erlahmte die Kraft des Renners; aber ich ließ nicht locker. Immer wieder und wieder trieb ich ihn zu wildem Rasen, bis Roß und Reiter sämtlich mit Schaum überzogen waren. Dann ließ ich das Pferd in eine ruhige Gangart übergehen und ritt ganz gemütlich wieder zurück, von wo ich gekommen.

Schon von weitem sah ich eine große Menschenmenge versammelt, aus der sich, als man mich nahen sah, mehrere Leute loslösten und mir entgegeneilten. Dann erschöpfte man sich in Fragen, was mit mir geschehen sei und wie ich es angefangen habe, mit heiler Haut davon gekommen zu sein. Ich erzählte dann alles ganz genau und wunderte mich nur, daß man von meinem Ritt so viel Aufhebens machte, da ich die ganze Sache für absolut ungefährlich hielt.

Der Besitzer des Pferdes war selbstverständlich sehr erfreut, als er es zurückerhielt, und als ich ihm noch mitteilte, daß ich diesen Durchgänger wahrscheinlich von seiner Untugend befreit habe, da ich ihn habe laufen lassen, wie er es wohl noch nie in seinem Leben gethan, da war alle Feindschaft zwischen uns begraben.

Natürlich war meine That Tagesgespräch und überall freute man sich über den Mut, den ich bewiesen.

Am andern Morgen wurde ich zu meinem Lehrherrn gerufen. Dieser war nicht allein, sondern ein Herr, dessen charakteristischstes Merkzeichen ein riesiger schwarzer Schnurrbart war, befand sich noch im Zimmer.

Mein Prinzipal machte ein ernstes Gesicht. Allem Anschein nach ging ihm etwas sehr im Kopfe herum. Er forderte mich zum Sitzen auf, und dann begann er wie folgt: „Du hast mit deinem gestrigen Streich von dir reden ge-

macht und die Folge davon ist, daß dieser Herr (er deutet auf den Beschnurrbarteten) zu mir gekommen ist mit dem Ersuchen, dich zum Kunstreiter ausbilden zu dürfen. Der Herr ist nämlich Cirkusbesitzer. Ich habe dem Herrn gesagt, daß ich deine Meinung hören wollte, und wenn du Lust dazu hast, und deine Eltern nichts dagegen haben, dann will ich dir deinem Glücke nicht im Wege sein, denn wie mir der Herr sagt, mußt du, nach deinem gestrigen Ritte zu urteilen, ganz bedeutende Anlagen zum Kunstreiter haben."

Wer war glücklicher als ich? Kunstreiter werden zu dürfen! Alle die Herrlichkeiten jeden Tag aus nächster Nähe und nicht durch eine Ritze im Bretterzaun sehen zu dürfen! Das Herz drohte mir vor Freude zu springen, und teils einem inneren Drange folgend, teils um meine Fähigkeit für diesen Beruf scharf ins Auge springen zu lassen, schlug ich einen Purzelbaum, wie ich noch nie einen in meinem Leben geschlagen hatte. Dann fiel ich meinem Meister und dann dem Cirkusdirektor um den Hals, um gleich darauf vor Freude jauchzend im Zimmer herum zu springen.

Meine Eltern gaben gern ihre Einwilligung, da mein neuer Prinzipal ihnen eine für ihre Verhältnisse große Summe übergab.

Dann ging es hinaus in die Welt.

Von meinem Heimatsort, wo unser Cirkus sich nur wenige Wochen aufhielt, durch ganz Deutschland, dann durch Holland, Belgien, Frankreich, Italien und Spanien. Ich lernte das Leben der fahrenden Leute von Grund aus kennen, und wahrlich, ich habe manche glückliche Stunde mit ihnen verlebt.

Das Glück blieb mir auch ferner treu. Infolge meiner wirklich nicht zu unterschätzenden Gewandtheit brachte ich es zu einem hervorragenden Reiter auf ungesatteltem Pferde, der von den Cirkusdirektoren gesucht wurde. Ich erhielt hohe Gagen, die es mir ermöglichten, meine Eltern zu unterstützen und mir ein nicht unbedeutendes Vermögen zu er-

sparen, mit dem ich mich, als sich die Gelegenheit dazu bot, als Cirkusdirektor etablierte.

Heute gehört mein Cirkus zu den besten und wahrscheinlich hattest du, freundlicher Leser, schon Gelegenheit, mich in der Manege „arbeiten“ zu sehen.

Schwarz und Weiß.

Seit mehreren Wochen war ich damit beschäftigt, zwei Tiere, die nicht allein ihrem Äußeren, sondern auch ihrer Herkunft und ihrem Charakter nach, die strickteſten Gegensätze bildeten, zu dressieren. Nämlich einen Eisbären und einen schwarzen Panther.

Ich bin ein Anhänger der zahmen Dressur, die vor allen Dingen liebevolle Behandlung der Tiere und eine durch nichts zu erschütternde Geduld verlangt.

Die Ursache zu diesem Dressurversuch war eine Wette zwischen einem Kollegen, einem Neger, und mir. Dieser Neger, ein Mann von herkulischem Körperbau und ebensolcher Körperkraft, dem, nebenbei bemerkt, vor mehreren Jahren eine durch Peinigungen aller Art wütend gemachte Tigerin die rechte Backe und das rechte Auge fortgerissen hatte, war ein Anhänger der wilden Dressur, die vermittelst Gewalt ihre Erfolge erzielt.

Bei einer Zusammenkunft zwischen dem Neger und mir war nun eines Tages ein Streit über die Vorteile der beiden Dressurarten entstanden, der damit endete, daß wir eine Wette eingingen, wonach jeder von uns einen schwarzen Panther und einen Eisbären in gemeinsamer Arbeit fertig zu dressieren hatte. Wer mit seiner Aufgabe am besten bestand, sollte einen namhaften Geldbetrag ausgezahlt erhalten.

Acht Wochen hatten wir uns Zeit gegeben, um unser Vorhaben vorbereiten zu können.

Ich hatte bis dahin noch niemals einen Versuch zur Dressur weder eines schwarzen Panthers, noch eines Eisbären

gemacht, denn Löwen und Tiger, die ich zu schöner Zusammenarbeit abrichtete, waren bis jetzt meine Specialität gewesen. Als ich daher die beiden Tiere bekam, sah ich sofort, daß ich vor einer ungemein schweren Aufgabe stand; denn abgesehen davon, daß ein schwarzer Panther das am schwersten zu dressierende Raubtier ist und ein Eisbär in dieser Beziehung nicht weit hinter dem ersteren rangiert, sind diese beiden Tiere in jeder Beziehung so sehr Antipoden, daß ein Aneinandergewöhnen derselben auf ungemein viele Schwierigkeiten stößt.

Ich suchte daher einen besonders starken Käfig aus, den ich durch ein Eisengitter in zwei Abteilungen trennte, und kettete in je einer dieser Abteilungen die Tiere an.

Es begann ein Fauchen und Brummen und Reißen an den Ketten, welches einen Menschen, der nicht daran gewöhnt war, täglich mit Bestien umzugehen, hätte nervös machen können. Mich jedoch ließ es kalt, und nur mein Ziel im Auge behaltend, hielt ich mich ständig vor dem Käfig auf. Ich hatte denn auch nach acht Tagen die Genugthuung, daß die beiden Tiere es aufgaben, mit der ganzen, ihnen zu Gebote stehenden Kraft den Versuch zu machen, sich von ihren Fesseln zu befreien, um sich aufeinander stürzen zu können. Teils war es die Einsicht, daß all ihr Zerren und Reißen und das Beißen in den eigenen Körper doch nichts nützen werde, teils gewöhnten sie sich auch mit der Zeit einigermaßen aneinander, und lagen jetzt nur noch brummend und fauchend und dann und wann die Zähne fletschend, einander gegenüber.

Ebenso ließen sie jetzt davon ab, mit den Tatzen nach mir zu schlagen, wenn ich mich näherte, um ihnen ihr Fressen zu reichen. Sie nahmen es schon von der Gabel fort, so daß ich mich entschloß, sie von ihren Ketten zu befreien. Es war ein höchst wichtiger Augenblick für mich, als die Tiere, von ihren Fesseln befreit, sich, soweit das Gitter es zuließ, einander näherten. Aus ihrem Benehmen sollte mir jetzt

der Aufschluß werden, ob eine unversöhnliche Feindschaft zwischen ihnen bestehen werde, oder ob sie sich dazu eigneten, zu gemeinsamer Arbeit abgerichtet zu werden.

Ich hatte Glück. Schon nach Verlauf einer Viertelstunde konnte ich erkennen, daß besonders der Bär sich für meine Zwecke eignete. Der Panther war augenscheinlich nicht so willig, wie sein Käfiggenosse, doch war ich auch sicher, diesen zähmen zu können.

Nach Verlauf von abermals acht Tagen konnte ich schon das eiserne Gitter aus dem Käfig entfernen. Die Tiere gingen aneinander heran, berochen sich und legten sich in verschiedene Ecken des Käfigs. Nach mehreren Stunden kam der Bär an den Panther sogar heran, um mit ihm zu spielen, was dieser sich, wenn auch dann und wann fauchend, gefallen ließ.

Jetzt hatte ich gewonnenes Spiel, und am anderen Tage ging ich zu den Tieren in den Käfig. Sie wurden allerdings etwas unruhig, als sie mich so dicht, durch kein Gitter mehr getrennt, bei sich sahen, aber sie hatten sich doch während der Zeit dadurch, daß ich sie stets gefüttert und dann und wann gestreichelt hatte, so sehr an mich gewöhnt, daß sie mich nur beschnüffelten, aber nicht den Versuch machten, mich anzufallen. Ich kam gar nicht in die Versuchung, von meiner schweren Reitgerte Gebrauch zu machen, und froh, schon so weit mit meinen Schutzbefohlenen gekommen zu sein, ließ ich mich zwischen ihnen häuslich nieder.

Von Tag zu Tag gewann ich jetzt das Zutrauen der Tiere. Sie verloren jede Scheu vor mir und wurden zuletzt so zutraulich, daß sie mich als ihren Spielkameraden betrachteten und mir in ihrem Übermut durch ihre Liebkosungen kleine Wunden beibrachten, die mich natürlich nicht genieren durften. Besonders der Eisbär setzte mir oft mit seinen Umarmungen heftig zu; einmal hätte nicht viel gefehlt, so hätte er mir das linke Bein zerquetscht. Im übrigen stand ich aber mit meinen Tieren auf sehr gutem Fuße.

Alfonso, wie der Neger, mit dem ich die Wette eingegangen war, hieß, war nun nicht so glücklich mit seinen Tieren. Er hatte sie furchtbar maltraitiert, daß an eine Dressur gar nicht zu denken war. Die Bestien krümmten sich allerdings unter seinen furchtbaren Peitschenhieben, daß sie schon am ganzen Körper zitterten, wenn sie ihn nur witterten. Betrat er jedoch den Käfig, dann sprangen sie wie rasend in ihren Abteilungen herum und versuchten auszubrechen. Er war noch weit davon entfernt, die Tiere zu einander lassen zu können. Sie waren noch so wild, daß, wenn er die Scheidewand aus dem Käfig entfernt hätte, sie sicher aufeinander gestürzt wären, um sich zu zerfleischen.

Natürlich wußte Alfonso ebenso gut, wie weit ich mit meiner Dressur gekommen war, wie ich es von ihm wußte.

Da ich nun entschieden einen Vorsprung hatte, ich die Tiere an mich und aneinander bereits gewöhnt hatte, so versuchte er mit noch brutaleren Mitteln als bisher auf seine Tiere einzuwirken. Es war aber alles vergebens. Weder sein Bär, noch sein Panther wollten sich für irgend ein Kunststück abrichten lassen. Dabei schritt die Zeit immer vorwärts, und ich hatte, wie er sehr wohl wußte, bereits begonnen, meinen Tieren die erste Dressur beizubringen. Er mußte also, wollte er nicht mit aller Bestimmtheit auf eine Niederlage rechnen, andre Wege einschlagen. Und er schlug andre Wege ein.

Ich hatte bereits mehrere Male bemerkt, daß mein Panther in gereizter Stimmung war und mit den Augen funkelnd, die Ohren zurücklegend und fauchend um mich herumsprang, wenn ich ihn veranlassen wollte, seine Kunststücke zu machen. Das wunderte mich nun allerdings nicht, denn bei der Unberechenbarkeit des Naturells eines Panthers, besonders eines schwarzen Panthers, muß man stets auf der Hut sein, da ein solches Tier jetzt vielleicht die Folgsamkeit selbst sein kann, um im nächsten Augenblick seinem Bändiger an die Kehle zu springen.

Wie gesagt, ich legte dem eigentümlichen Gebaren meines Panthers kein Gewicht bei, bis ich auch bei dem Bären ein feindliches Benehmen mir gegenüber bemerkte, so daß ich mich entschloß, beiden Tierrn die Halsbänder, welche ich ihnen bereits seit einiger Zeit abgenommen hatte, wieder anzulegen, um sie nötigenfalls wieder anketten zu können.

Und es schien wirklich, als ob ich statt Fortschritte in meiner Dressur Rückschritte machte. Die Tiere wurden immer unruhiger und mißmutiger gegen mich.

Was die Ursache dieses Benehmens jedoch war, konnte ich nicht ergründen.

Da wurde mir eines Tages alles auf schreckliche Weise klar. Von einem wichtigen Gange zurückkehrend, hörte ich, als ich mich unserer Menagerie näherte, schon von weitem ein entsetzliches Geheul, untermischt mit den lauten Hilferufen eines Menschen, und als ich mich eiligst dem Gebäude näherte, stürzte mir einer der Wärter mit der Mitteilung entgegen, daß mein Panther und mein Eisbär sich auf Alfonso, als dieser zu ihnen in den Käfig gestiegen sei, gestürzt hätten.

Mit wenigen Sätzen sprang ich in den Gang, in welchem mein Käfig stand, hinein, wo sich mir ein entsetzlicher Anblick bot. Der Bär hatte, aufrecht stehend, Alfonso gepackt und versuchte, ihn an sich heranzuziehen, um ihn zu erdrücken. Dem widersetzte sich jedoch der Neger, indem er sich mit beiden Händen, dem Bären den Rücken kehrend, an dem Gitter festhielt. Dabei stieß er laute Hilferufe aus und wehrte sich mit den Beinen gegen den Panther, der immer wieder versuchte, ihn anzuspringen.

Der Direktor unserer Menagerie und mehrere seiner Leute stießen fortwährend mit heißen Eisenstangen auf die Bestien los und vermochten wenigstens den Panther einigermaßen von seinem Opfer fern zu halten. Der Bär jedoch ließ nicht los.

Alfonso, der Panther und der Bär bluteten bereits sehr stark, so daß, wenn nicht bald für den Neger Hilfe gekom-

men wäre, dieser, durch den Blutverlust entkräftet, seinen Feinden unrettbar erlegen wäre.

Das übersah ich sofort, als ich die Situation überblickte.

Schnell ergriff ich eine schwere eiserne Stange und im nächsten Augenblick war ich im Käfig, packte mit einem glücklichen Griff den Panther am Halsband, gab ihm mit meiner Stange einen wuchtigen Hieb über den Kopf und benutzte dessen augenblickliche Betäubung, um das Tier mit Blitzesschnelle an seine Kette zu legen.

Der Panther war jedoch noch nicht kampfunfähig gemacht, denn er konnte trotz der Kette mit seinen Tatzen an Alfonsos Bein heran reichen, das er jetzt auf entsetzliche Weise zerfleischte.

Trotzdem konnte ich mich nicht gegen den Panther wenden, sondern mußte den Kampf mit dem Bären aufnehmen, dem ich jetzt mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft mehrere Schläge mit meiner Eisenstange über den Kopf gab. Aber das wirkte nicht viel. Der Bär ließ nur ein unwilliges, ärgerliches Brummen hören, schnappte plötzlich mit dem Maul nach der Stange und hatte sie, im nächsten Augenblicke mir entreißend, mit den Zähnen gepackt.

Ich stand jetzt waffenlos da. Da kam mir plötzlich ein rettender Gedanke: „Ein Tau her," rief ich, und im nächsten Augenblicke wurde mir eins von den draußen befindlichen Männern in den Käfig hineingeworfen.

Schnell erfaßte ich das Tau und warf es dem Bär über den Kopf, dann zog ich das Ende durch den Ring, woran eine der Ketten an der Käfigwand befestigt war, und warf es zum Käfig hinaus, wo es von dem Direktor und seinen Leuten, welche mich verstanden hatten, erfaßt wurde, und im nächsten Augenblick wurde der Bär durch die vereinten Kräfte der Draußenstehenden mit mächtigem Ruck von seinem Opfer losgerissen.

Schnell packte ich den Neger und schleifte ihn, da er ohnmächtig geworden war, zum Käfig hinaus.

Alfonso war gerettet. Aber wie sah der Mensch aus.

Das Fleisch war ihm buchstäblich vom Körper gerissen worden. Die rasenden Tiere hatten ihm entsetzlich zugesetzt.

Nachdem mehrere Wochen vergangen waren und Alfonso einigermaßen wieder hergestellt war, erzählte er mir, daß er, um mich nicht unsere Wette gewinnen zu lassen, da er eingesehen hatte, daß ich ihm durch meine Methode weit vorausgekommen war, mehrere Male in meinen Tierkäfig gestiegen war, um den Panther wie auch den Bären durch Mißhandlungen zu reizen und sie auf diese Weise zur Dressur untauglich zu machen. Bei dem letzten Male seien dann die Tiere über ihn hergestürzt, um ihm so stark zuzusetzen, daß er wohl für immer sein Gewerbe als Dompteur aufgeben müsse.

Und so war es auch. Alfonso ist ein Krüppel geworden, der, lahm und entkräftet, sich durch leichte Handreichungen kümmerlich ernährt.

Mein Bär und mein Panther waren jedoch nicht mehr zähmbar. Sie waren so bösartig geworden, daß sie nur noch als Schaustücke benutzt werden können.

Unsere interessante Wette ist selbstverständlich zu Wasser geworden.

Der Bernhardiner.

Seit einiger Zeit produzierte sich in dem Cirkus G. in K. ein Dresseur, der in seiner Kunst fast Unglaubliches leistete.

Er hatte eine Tiergruppe zusammengestellt, die aus zwei Löwen, einem Eisbären, einem Königstiger, zwei Schafen, einer Hyäne und zwei Hunden, prächtigen Bernhardinern, bestand.

Allabendlich war rauschender Beifall der Lohn für die Vorführung, und stolz, mit erhobenem Haupte, zog sich Mister Shetty, dies der Name des Dresseurs, nachdem er sich dem Publikum gezeigt hatte, jedesmal zurück.

Shetty war ein echter Vagant. Mit großer Körperkraft ausgestattet, besaß er einen rücksichtslosen Mut, hing mit einer fast fanatischen Liebe an seinem Beruf und besaß einen Ehrgeiz, wie er selbst bei Artisten selten ist.

Er kannte nichts anderes als seine Arbeit. Keine Erholung, kein Vergnügen hatte Reiz für ihn. Fortwährend grübelte er über neue Kunststücke, die er seinen Tieren beizubringen sich bemühte, und so lange diese die Exerzitien aushalten konnten ohne Schaden zu nehmen, so lange übte ihr Herr, dieser Mann mit den stählernen Muskeln und dem unbeugsamen Willen, die neuen Piecen mit ihnen ein, sich schon im voraus an dem Beifall berauschend, der seiner harrte.

Shetty war der letzte von uns, der täglich seine Übungen vornahm, denn er brauchte am meisten Zeit dazu, und wenn kein anderer die Manege mehr benutzte, ließ er seinen Wagen hineinschaffen, um seine Tiere stundenlang in fortwährender Bewegung zu erhalten.

Ich hatte schon von frühester Jugend an großes Interesse an Tierdressuren genommen und benutzte daher die Gelegenheit, den Übungen Shettys täglich längere Zeit beizuwohnen.

So trat ich auch eines Tages in die Manege und beobachtete den Mann, der sich mit vor Zorn gerötetem Gesicht vergebens bemühte, einem seiner beiden Hunde Kunststücke beizubringen.

Der Hund, um den es sich handelte, war erst seit etwa vierzehn Tagen in den Besitz seines jetzigen Besitzers übergegangen, der ihn für einen vor kurzer Zeit eingegangenen der beiden zur Gruppe gehörenden Bernhardiner bearbeiten wollte.

Aber alle Mühe und Geschicklichkeit, die Shetty anwandte, war vergebens. Der Hund, ein herrliches Exemplar, war durchaus nicht zu dressieren.

Shetty, der ein Anhänger der wilden Dressur war, das heißt, der Dressur, welche durch rohe Gewalt den Tieren beigebracht wird, hatte sich sogar entschlossen, von seiner

sonstigen Art abzulassen, und hatte es mit der zahmen Dressur, also mit Güte versucht.

Aber mochte es nun sein, daß das Tier durch die vorhergegangene Behandlung eingeschüchtert worden war, oder mochte es überhaupt unmöglich sein, dem Hunde etwas beizubringen, genug, Shetty kam nicht einen Schritt weiter.

Das machte diesen Mann, der zum erstenmal in seinem Leben vor einem absoluten Mißerfolge in seiner Kunst stand, beinahe rasend vor Wut.

Er knirschte mit den Zähnen und wetterte und fluchte und ließ die dicke Peitsche mit ganzer Kraft auf das sich krümmende Tier niedersausen.

Aber eher hätte er einem Holzblock das Tanzen beigebracht, als diesem Hunde die einfachsten Kunststücke. Dies hatte der Bändiger auch bereits eingesehen, und dennoch ließ er von seinem Vorhaben nicht ab.

Der Gedanke, ein Tier nicht bändigen zu können, war ihm beinahe unfaßlich. Er, der es mehrfach unternommen hatte, ausgewachsene Bestien, wie Löwen und Tiger, die direkt aus der Wildnis kamen, in erstaunlich kurzer Zeit zu zähmen, sollte jetzt vor einem erbärmlichen Hunde zurücktreten? Nimmermehr!

Und mit erneuter Wut schlug er auf den winselnden Hund ein, so daß sich die übrigen im Käfig befindlichen Tiere zitternd in die Ecke verkrochen.

Ich war, da ich als Artist aufgewachsen, daran gewöhnt, Anstrengungen der unglaublichsten Art nach einem heiß ersehnten Ziele, fast täglich zu beobachten.

Ich hatte viele Male gesehen, wie Künstler und Künstlerinnen bei ihren Übungen verunglückten, wie sie mit gebrochenen Gliedern aus der Manege getragen wurden, um sie nach einigen Wochen, nachdem sie kaum genesen waren, wieder dort beginnen zu sehen, wo sie verunglückt waren, um endlich, endlich, nach abermaligen unsäglichen Mühen, die jeden Augenblick mit den größten Gefahren verbunden

waren, von dem einmal erlebten Unfall wieder ereilt zu werden, den Trick, wonach sie so heiß gerungen, strahlend vor Glück, zum erstenmal ausführen zu sehen.

Ich hatte auch Gelegenheit genug gehabt, die Dresseure zu beobachten, wie sie entweder mit fast unglaublicher Geduld oder mit roher Gewalt die Tiere, entweder zahme oder wilde, zähmten; und wahrlich, ich war zu der Überzeugung gekommen, daß die Peitsche sehr häufig allein als Ausschlag gebendes Mittel betrachtet werden muß. Was ich jedoch heute sah, war mir bis dahin unvorstellbar gewesen. Eine so fessellose Leidenschaft, wie sie Shetty entwickelte, indem er keuchend vor Wut und Anstrengung auf den bluttriefenden Hund einschlug, hatte ich bis dahin für unmöglich gehalten.

Ein Ekel erfaßte mich, und diesem Gefühl folgend, rief ich Shetty zu, doch endlich von der unmenschlichen Handlungsweise abzulassen. „Ablassen soll ich?" rief mir Shetty entgegen, „nicht eher, als bis ich die Kanaille totgepeitscht habe."

Ich sah ein, daß dieser trotzige Mann bereit sei, sein Vorhaben auszuführen, und schon wollte ich es aufgeben, ihn anderen Sinnes zu machen, als mir plötzlich ein Gedanke kam, wonach ich das Tier vielleicht von seinen entsetzlichen Qualen befreien konnte.

„Shetty," rief ich daher, „wollen Sie mir den Hund für meinen Dolch geben?" Shetty hörte plötzlich mit seiner furchtbaren Thätigkeit auf. Den Dolch, ein selten schönes Stück, hätte er schon lange gern besessen, und als traue er seinen Ohren nicht, fragte er mich noch einmal: „Sie wollen mir den Dolch für diesen Hund, diese elende Kreatur, ablassen?"

„Ja." — „Abgemacht!" Und indem er dem Bernhardiner noch einen kräftigen Fußtritt gab, verließ er den Käfig, um das Tauschgeschäft durch einen kräftigen Händedruck zu besiegeln.

Der Hund war mein, aber in welchem Zustande! Er war nicht imstande, sich zu erheben, und winselte herzzerreißend.

Unser Tierarzt, den ich bat, den Hund zu behandeln, schüttelte den Kopf. Er fürchtete, seinen Patienten nicht durchzubringen.

Dennoch war diese Befürchtung nicht stichhaltig. Der Hund genas. Ich hatte mir alle Mühe gegeben, um ihn zu retten, und es war mir gelungen. Alle meine freie Zeit widmete ich der Pflege meines Hektor, der in den ersten Tagen noch an allen Gliedern zitterte, wenn der Tierarzt oder ich an ihn herantraten, um ihn zu verbinden.

Im Verlaufe der Zeit jedoch begriff das Tier, daß es von mir nichts zu befürchten, sondern nur Wohlthaten zu erwarten habe, und seine Dankbarkeit war grenzenlos.

Mit freudigem Gebell empfing er mich, wenn ich an seinen Verschlag herantrat; und als er erst so weit genesen war, das er sich wieder fortbewegen konnte, da wurde es mir schwer, ihn überhaupt von mir fern zu halten. Wo ich ging, folgte Hektor mit unendlicher Treue, als wenn mein Körper eine Anziehungskraft besäße, die es ihm unmöglich machte, seinem Kopfe eine andere Richtung zu geben.

Nach und nach hatte sich der Hund vollständig erholt, und wenn ich jetzt mit ihm durch die Straßen ging, dann erregte das schöne Tier, dessen Narben von dem dichten Fell vollständig bedeckt wurden, Aufsehen.

Inzwischen war die Spielzeit für unseren Cirkus zu Ende gegangen, und unsere Vorstellungen hatten bereits in einer anderen Stadt seit mehreren Tagen ihren Anfang genommen.

Ich wohnte, wenn unsere Gesellschaft in dieser Stadt verweilte, bei einem alten Ehepaar, wovon der Mann vor vielen Jahren selbst als tüchtiger Parterregymnastiker dem Cirkus angehört, aber das Unglück gehabt hatte, sich den rechten Fuß derart zu verletzen, daß er seine Laufbahn als Artist aufgeben mußte, um fortan sich und seine Frau durch allerlei Geschäfte kümmerlich zu ernähren.

Die Haupteinnahme für diese Leute bestand jedoch darin, Mitglieder des Cirkus zu beköstigen. Und wenn unsere Ge-

sellschaft an ihrem Wohnorte Vorstellungen gab, durften sie auch mit Bestimmtheit auf gute Einnahmequellen rechnen.

Unter denen, welche bei diesem Ehepaar ihre Wohnung genommen hatten, befand auch ich mich, und da ich, wie in den vorhergehenden Jahren, jetzt ebenfalls mein altgewohntes Zimmer inne hatte, so hatte ich mich bereits nach wenigen Tagen wieder eingelebt.

Mein Zimmer war nur klein, dafür aber sehr gemütlich; und wenn ich nach vollbrachtem Tagewerk mich in meinen vier Wänden befand, hätte kein Mensch, der mich nicht kannte, geglaubt, daß der Bewohner dieses Raumes, der, angethan mit einem bequemen Schlafrock, die lange Tabakspfeife rauchend und behaglich seinen Thee schlürfend, derselbe sei, welcher nur kurze Zeit vorher das Publikum im Cirkus durch nicht zu unterschätzende Leistungen auf gesatteltem Pferde unterhalten hatte.

Seit einigen Tagen befand ich mich jedoch nicht wohl, und da ich in der ersten Galavorstellung, welche wir in dieser Stadt gaben, besonders stark engagiert war, so beauftragte ich meine Wirtin, das Zimmer recht tüchtig durchzuheizen. Ich beabsichtigte, sofort nach der Vorstellung nach Hause zu kommen und mich nicht an dem Verlobungsfeste, welches ein junges Künstlerpaar den Kollegen und Kolleginnen gab, zu beteiligen.

Der Cirkus war an diesem Abend ausverkauft. Hinzu kam noch, daß Prinz B. nebst Gemahlin anwesend war, so daß der Direktor sich veranlaßt sah, kurz vor Eröffnung der Vorstellung eine Ansprache an die Mitglieder der Truppe zu halten, worin er uns aufforderte, unser ganzes Können aufzubieten, um den Abend so schön wie möglich zu gestalten.

So sehr mich zu jeder anderen Zeit eine solche Aufforderung angespornt hätte, ihr nachzukommen, so wenig war ich heute in der Lage, mein ganzes Können einzusetzen. Wie Blei lag es mir in den Gliedern, und mein Kopf war derartig benommen, daß ich Mühe hatte, mich auf den Füßen zu halten.

Dennoch war es unmöglich, mich krank zu melden. Ich mußte mein Programm herunter arbeiten, mochte kommen was da wollte.

Und es gelang mir, wenn auch unter unsäglicher Anstrengung.

Die Knie schlotterten mir, als ich endlich, endlich die Manege verließ, und schnell kleidete ich mich um, um mich mittels einer Droschke nach Hause zu begeben.

Angekleidet, wie ich war, warf ich mich auf das Bett und wies Hektor, der sich mit ungestümen Liebkosungen an mich herandrängte, von mir, um gleich darauf in einen Zustand zu verfallen, der zwischen Wachen und Schlafen die Mitte hielt. Dabei wurde ich von Fieberschauern geschüttelt und von entsetzlichen Träumen gequält, und eigentümlicherweise beschäftigte sich meine Phantasie lebhaft mit dem Dresseur Shetty, der bald in furchtbarer Wut auf seine Tiere einschlug, die nun in ihrer Angst, die Zähne fletschend, mit fürchterlichem Gebrüll auf mich, der ich mich nicht fortbewegen konnte, sondern wie angeschmiedet lag, losstürzten, um mich zu zerreißen.

Dann wieder sah ich, wie Shetty erbarmungslos auf meinen Hektor losschlug, und als ich hiergegen protestierte, den Hund auf mich hetzte, der, dem Befehle gehorchend, in mächtigen Sätzen auf mich zukam. Ich schrie den Hund an, von seinem Vorhaben abzulassen, aber in immer mächtigeren Sätzen näherte sich mir das Tier. Jetzt wollte ich fliehen, jedoch es gelang mir nicht. Ich konnte nicht einen Schritt thun, sondern mußte wie gelähmt am Platze verharren. Nicht einmal den Arm vermochte ich zu erheben, um Hektor, der immer näher und näher heranstürmte, von mir abzuhalten.

Jetzt war er dicht bei mir. Ich sah, wie ihm der Schaum vom Maul herabfloß, fühlte seinen heißen Atem und sah seine wuterfüllten, glühenden Augen, und jetzt duckte er sich zum Sprunge nieder und im nächsten Augenblicke hatte er

mich erreicht. Seine mächtigen Tatzen lagen auf meinen Schultern, und tief grub er seine Zähne in meinen Hals.

Ich stöhnte tief auf. Dann — erwachte ich.

Doch was war das? Wachte ich wirklich, oder war es nur ein neckisches Spiel meiner erregten Phantasie? Hektor hatte wirklich seine Tatzen auf meine Brust gelegt, und eigentümliche, nie von ihm gehörte Töne ausstoßend, zerrte er mit seinen Zähnen an meiner Weste.

Was wollte das Tier? Sollte es plötzlich toll geworden sein?

In einer unbeschreiblichen Aufregung sprang ich auf, packte Hektor an dem Halsband und schleuderte ihn in das Zimmer hinein.

Doch wenn ich geglaubt hatte, daß jetzt ein Kampf entstehen werde, dann hatte ich mich getäuscht.

Ein lautes Freudengeheul plötzlich ausstoßend, umsprang mich Hektor, seinen mächtigen Kopf an meiner Schulter reibend.

Ich stand starr. Was hatte das zu bedeuten?

Ich faßte an meinen Kopf, um mich zu überzeugen, ob ich wache oder träume. Doch ich wachte, wachte wirklich. Das bewies mir der Umstand, daß es in meinem Gehirn hämmerte und pochte, als sei eine Schmiede darin etabliert.

Ich ging an das Waschbecken, um mich durch kalte Waschungen zu erfrischen. Doch das Gehirn wurde mir schwer. Auch das Atmen machte mir Mühe. Einen häßlichen Geschmack empfand ich im Munde und vor meinen Augen begann es zu flimmern. Schon wollte ich mich wieder auf das Bett fallen lassen, da sah ich, daß das Zimmer voller Rauch war.

Erschrocken eilte ich ans Fenster und riß es auf, dann blickte ich mich nach der Ursache des Qualmes um.

Ich hatte die Ursache bald gefunden: der Ofen war überheizt, infolgedessen war der dichte Rauch entstanden.

Und deshalb das eigentümliche Benehmen meines Hektors. Er hatte gefühlt, wie ihm der Rauch die Besinnung

zu rauben im Begriffe war, und seinem Instinkte folgend, hatte er mich, der ich bereits hilflos dagelegen hatte, geweckt.

Ich hatte der Treue und Intelligenz meines Hundes mein Leben zu danken. — —

Meinem Freunde, dem Schulreiter unserer Truppe, mögen eigenartige Gedanken gekommen sein, als er zu mir ins Zimmer trat, um mich Säumigen zur Verlobungsfeier abzuholen, und mich im Zimmer stehen sah, den Hund, der seine Vordertatzen auf meine Schultern gelegt hatte, innig liebkosend.

Schnell hatte ich jedoch die Situation erklärt. Dann aber raffte ich mich auf und ging in Begleitung meines treuen Tieres in die Gesellschaft, wohin man mich rief.

Man machte allerdings zuerst erstaunte Gesichter, als ich mit Hektor in den Saal trat.

Als ich jedoch die Ursache dieses unerwarteten Besuches meines Hundes mitteilte, brach ein Sturm der Begeisterung los.

Selten ist wohl ein Hund mehr gehätschelt worden als mein Hektor an diesem Abend. Selbst die Paneautänzerin, die vor wenigen Tagen einem Grafen einen Korb gegeben hatte, verschmähte es nicht, einen Kuß auf den schönen Kopf Hektors zu drücken.

Ende.

Geschichten aus dem Artistenleben.

Inhalt.

	Seite
Eine Stunde in einer Artistenkneipe	3
Eine unheimliche Wette	8
Die Indierin	14
Sein erster Tiger	21
Eine Vagantengeschichte	27
Ein Kampf mit einem Königstiger	36
Clown Alfred	44
Ein Kampf mit einer Riesenschlange	49
Der Degenschlucker	54
Im Löwenzwinger	60
Ein Kampf in den Lüften	69
Vom Schornsteinfeger zum Cirkusdirektor	75
Schwarz und Weiß	81
Der Bernhardiner	87

Aus Philipp Reclam's Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer 20 Pf.

d'Abrest, Geschichten aus der Pariser Belagerung. 959.
Achleitner, A., Geschichten aus den Bergen. 5 Bde. 2625. 2696. 2769. 2963. 3323.
Beck, Fr., Geschichte eines deutschen Steinmetzen. 1377.
Berges, Ph., Amerikana. Humoristische Skizzen. 3 Bände. 2508. 2698. 2829.
Bern, Maximilian, Gestrüpp. Novellistische Skizzen. 785.
—, Auf schwankem Grunde. Novelle. Neue Ausgabe. 3. verb. Aufl. 605.
—, Deklamatorium. 2291—2295. — Geb. M. 1.50. — Mit Goldschnitt M. 2.
—, Deutsche Lyrik seit Goethe's Tode. Neue Ausg. 951—955. — Geb. M. 1.50. Mit Goldschnitt M. 2.
Blüthgen, Victor, Die schwarze Kaschka. Novelle. 1597.
Bülau, Friedr., Geheime Geschichten u. rätselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. 5 Bde. 2740. 2959. 3106. 3214. 3330.
Cronheim, Reinh., Fähnrichsgeschichten. 1736.
Eckstein, Ernst, Humoresken. 621. 1640.
—, Der Besuch im Carcer. Humoreske. Mit 6 Original-Illustrationen. 2340. Geb. 60 Pf.
—, Maria la Brusca. Novelle. 1721.
—, Pariser Leben. Heitere u. düstere Bilder aus der Weltstadt. 4 Bde. 740. 759. 780. 840.
Edler, Karl Erdm., Notre Dame des Flots. — Eine Glocknerfahrt. — 2 Nov. 2128.
Eichendorff, Frh. Joseph v., Gedichte (Gesamtausgabe.) 2351—2353. — Geb. M. 1. — Mit Goldschnitt M. 1.50.
—, Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. 2354. — Geb. 60 Pf. — Mit Goldschnitt M. 1.20.
Franzos, K. E., Die Hexe. Nov. 1280.
Frenzel, K., Das Abenteuer. Erzählung. 1601. — Geb. 60 Pf.
—, Der Hausfreund. Novelle. 1820. — Geb. 60 Pf.
—, Die Uhr. Aufzeichnungen eines Hagestolzen. 1435.
Friedmann, A., Der Kirchenraub. — Falsche Freundschaft. Zwei Arbeiternovellen. 2260.
—, Lebensmärchen. 2 Novellen. 1250.
Friedmann A., Der letzte Schuß. — Erzählung d. Henkers von Bologna. — Ein Kind seiner Zeit. 2871. 2872.
—, Der Todesring. — Der Venusdurchgang. Zwei Gelehrtennovellen für Ungelehrte. 2430.
—, Vertauscht. Novelle. 1037.
Gaudy, Frh. v., Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. 289. — Geb. 60 Pf.
—, Ludwiga. Novelle. 376.
—, Venetianische Novellen. 941—943. — Geb. M. 1.
—, Schülerliebe und andere Erzählungen und Humoresken. 2319.
Glaser, Adolf, Schloß Kattenheim. Novelle. 1650.
Godin, A., Eine Katastrophe. Roman. 1842. 1843.
—, Die Madonna mit den Lilien und andere Erzählungen. 2087.
Gottschall, R. v., Die Adlerhexe. Erzählung. 2608.
—, Lesefrüchte. Erzählung. 2670.
—, Die zehnte Sprache. — Der Zeuglieutenant. Zwei Novellen. 2474.
—, Der Verräter. Erzählung. 2570.
Heigel, K., Das ewige Licht. Nov. 915.
—, Mosaik. Kleine Erzählungen in Prosa und Versen. 2200.
—, Der Theaterteufel. Roman. 980.
—, Die Veranda am Gardasee. Novelle. 1131.
Heine, Heinrich, Die Harzreise. 2221. — Geb. 60 Pf.
—, Der Rabbi von Bacharach. — Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. 2350.
—, Memoiren. 2301.
—, Buch der Lieder. 2231. 2232. — Geb. 80 Pf. — Mit Goldschnitt M. 1.20.
—, Atta Troll. — Deutschland. 2261. — Geb. 60 Pf.
—, Neue Gedichte. 2241. — Geb. 60 Pf.
—, Romanzero. 2251. — Geb. 60 Pf.
Helmer, Ed., Prinz Rosa-Stramin. 2664. — Geb. 60 Pf.
Heyse, Paul, Zwei Gefangene. Novelle. 1000. — Geb. 60 Pf.
Jarz, Dr. K., Die letzten Kämpfe um die Mexikanische Kaiserkrone. 2600.
Jost, Eduard, Christlich oder Päpstlich? Historische Erzählung. 1179.

Aus Philipp Reclam's Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer 20 Pf.

Katscher, Leopold, Aus England. Bilder u. Skizzen. 2 Hefte. 2020. 2189.

—, Aus China. Bilder u. Skizzen. 2256.

Kohn, Prager Ghettobilder. 1825. 1826.

Kraßnigg, Militär-Erinnerungen eines österreichischen Artilleristen. 2889.

Lenz, Philipp, Militärische Humoresken. 710. 728. 795. 850. 897. — Zus. in 1 eleganten Leinenband M. 1.20.

Lindenberg, Paul, Berlin. 6 Bände.
- 1. Bd.: Bilder und Skizzen. 1841.
- 2. Bd.: Die National-Galerie. 1870.
- 3. Bd.: Umgebung Berlins. (3. Aufl.) 1919.
- 4. Bd.: Stimmungsbilder. 2004.
- 5. Bd.: Neu-Berlin. 2131.
- 6. Bd.: Weitere Umgebung Berlins. Potsdam u. d. Spreewald. 2553.

Lindner, Albert, Geschichten und Gestalten. 861—863.

Märzroth Dr., Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen u. heitere Skizzen. 4 Bde. 1266. 1304. 1418. 1599.

Meißner, Dr. L. Fl. Aus den Papieren eines Polizeikommissärs. Wiener Sittenbilder. 5 Bde. 2926. 2962. 3013. 3147. 3304. — Zus. in 1 Bd. geb. M. 1.50

Mylius, Otfrid, Das Glasmännchen. Weihnachtsgesch. für Jung u. Alt. 418.

—, Graveneck. Geschichtl. Erzähl. 366. 367.

—, Die Frau Oekonomierath. Eine Geschichte. 257. 258.

—, Die Opfer des Mammon. Eine Stadtgeschichte. 1619. 1620.

—, Die Türken vor Wien 1683. Geschichtliche Erzählung. 213. 214.

Nordau, M., Seifenblasen. Federzeichnungen und Geschichten. 1187.

Nötel, Louis, Vom Theater. Humorist. Erzählg. 1206. 1461. 1533. 1664. 1763.

Pajeken, Aus dem wilden Westen Nordamerikas. 2752. 3284.

Peschkau, Emil, Die Prinzessin. Nov. 1801.

—, Am Abgrund. Novellen. 2219.

Petersen, Marie, Die Irrlichter. 2641. — Geb. 60 Pf. — Mit Goldschnitt M. 1.20.

—, Prinzessin Ilse. 2632. — Geb. 60 Pf. Mit Goldschnitt M. 1.20.

Pötzl, Ed., Wien. 3 Bände.
- 1. Bd.: Skizzen. 2065.
- 2. Bd.: Alt-Wiener Studien. Von Eduard Hoffmann. 2101.
- 3. Bd.: Neues hum. Skizzenbuch. 2169.

Pötzl, Ed., Kriminal-Humoresken. 38[...] 1905 1980. 2258 Zusammen 1 Band gebunden und illustriert M[...]

—, Die Leute von Wien. 2629. 26[...] — Geb. 80 Pf.

—, Rund um den Stephansturm. Hu[...]resken. 2411. 2412. — Geb. 80 [...]

Raabe, Zum wilden Mann. Erzählu[...] 2000. — Geb. 60 Pf.

Remin, E., Der gute Kampf. 2830.

—, Der Narr der Herzogin. 3139.

Riehl, W. H., Burg Neideck. Novel[...] 811. — Geb. 60 Pf.

—, Die vierzehn Nothhelfer. Nov[...] 500. — Geb. 60 Pf.

Ruppius, O., Der Pedlar. Roman a.[...] amerik. Leben 1141/43. — Geb. M.[...]

—, Das Vermächtniß des Pedlars. Fo[...] des Romans: „Der Pedlar". 131[...] 1318. — Geb. M. 1.

Rüttenauer, Benno, Sommerfarb[...] Optimistische Geschichten. 2499.

Schmidt, M., 's Almstummerl. Erzä[...] a. d. bayerischen Hochland. 1851.

Schönthan, F. u. P., Kleine Humoresk[...] 4 Bände. 1680. 1790. 1939. 2279.

—, **P.,** Kindermund. 2188. — Geb. 60 [...]

—, Der Kuß. Gereimtes und Ung[...]reimtes ü. d. Kuß. 2311. — Geb. 60 [...]

Schröder, W. und A., Humoresken. 7 Bd[...] 451. 488. 611. 790. 1178. 1575. 27[...]

Schubert, Friedr. Carl, Und sie bewe[...] sich doch. Roman. 1311. 1312.

Stell, B., Lustigi Thurgauer G'schic[...] Humoresken. 2490.

—, Studentenrache u. and. Gesch. 27[...]

Vacano, Humbug. Eine wunderli[...] Historie. 2321.

—, Komödianten. 2607.

Voß, R., Maria Botti. Novelle. 170[...]

Wichert, E., Eine Geige. — Drei Wei[...]nachten. Zwei Erzählungen. 1370.[...] Geb. 60 Pf.

—, Für todt erklärt. Erzählung. 1117.[...] Geb. 60 Pf.

—, Am Strande. Erzählung. 1227. Geb. 60 Pf.

—, Nur Wahrheit! — Sie verlo[...] ihre Strafe. Zwei Erzählg. 1500.[...] Geb. 60 Pf.

Wickede, Fr. C. v., Amerikanische [...]velletten. 909. 1234.